



Heft 1 / April 2023

JOHANNITERORDEN

Impressum

Herausgeber:

Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannes vom Spital zu Jerusalem – Der Johanniterorden
V. i. S. d. P.: Martin Kruse

Kontaktinformation:

Finckensteinallee 111, 12205 Berlin,
Telefon 030 230 9970-0, Fax -249,
E-Mail: info@johanniterorden.de,
www.johanniterorden.de

Bankverbindung:

IBAN: DE 93 1007 0000 0437 5515 00
BIC: DEUTDEBB, Deutsche Bank AG

Redaktionsleitung:

Dr. Christian Geinitz

Management:

Max Derrien

Gesamtherstellung:

Druck- und Verlagsgesellschaft
Rudolf Otto mbH

Hindenburgdamm 78, 12203 Berlin

Die Zeitschrift Johanniterorden
erscheint dreimal jährlich.

Jahresabonnement 9,80 Euro

Die Redaktion behält sich vor, eingereichte Beiträge nach gültiger Duden-Rechtschreibung zu korrigieren, ggf. zu kürzen oder zu lekturieren. Sämtliche veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdrucke – auch auszugsweise –, Aufnahmen in Online-Dienste und ins Internet sowie Vervielfältigung auf Datenträger bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Johanniterordens.

© Der Johanniterorden

Hinweise:

Alle **Mitglieder** des Johanniterordens erhalten mit diesem Ordensblatt zusätzlich die „**Bekanntmachungen Nr. 73**“.

 Auf Wunsch senden wir Ihnen die in englischer Sprache übersetzten Artikel sowie die Vorlesedateien zu. Richten Sie bitte hierfür Ihre Anfrage an untenstehende E-Mail-Adresse.

On request, we will send you the articles translated into English as well as the reading files. Please send your request to the e-mail address below.

info@johanniterorden.de



Die mit diesem Symbol markierten Artikel werden vorgelesen.

Ostergruß des Ordensdekans

In Jerusalem erfährt man, dass Jesu Leiden, Sterben und Auferstehen kein Geschehen außerhalb von Raum und Zeit ist

In diesem Jahr habe ich wieder einmal das Privileg, die Kar- und Ostertage in Jerusalem zu verbringen – **voraussichtlich** zu verbringen, wie ich präzise schreiben sollte, denn natürlich entsteht dieser Text mitten in der Passionszeit am Schreibtisch in Berlin und nicht nur die Pandemie kann einem ja immer noch einen Strich durch alle Reisepläne machen. Warum empfinde ich es als besonderes Privileg, die Kar- und Ostertage in Jerusalem zu verbringen? Es ist ein Unterschied, ob man die neutestamentlichen Erzählungen über Leiden, Tod und Auferstehung Jesu in der Bank einer deutschen Kirche sitzend hört oder ob man sie an den Orten in Jerusalem memoriert, an denen sie seit der Antike erinnert werden.

Ich werde dieses Jahr in diesen Tagen hoffentlich wieder auf dem Berg Zion wohnen, direkt in der Nähe des Ortes, an dem seit der Antike das letzte Abendmahl Jesu lokalisiert wird. Natürlich sieht es dort, wo Jesus vermutlich das letzte Abendmahl mit seinen Freunden hielt, nicht mehr so aus wie zu seinen Lebzeiten. Eine orthodoxe Jeshiwa, eine Schule, an der junge Juden aus aller Welt die fünf Bücher Mose und die autoritativen rabbinischen Schriften studieren und am Ort auch gemeinsam wohnen, befindet sich heute dort, wo im fünften Jahrhundert ein großer Kirchenkomplex mit einer Memorialkapelle für den Saal des letzten Abendmahls gebaut wurde. Und diese Jeshiwa nutzt teilweise die Räume eines mittelalterlichen christlichen Klosters – man kann sehr gut den ehemaligen Kreuzgang erkennen und eine in filigraner französischer Gotik errichtete Kapelle dazu. Aber eine Wand

dieses Kreuzgangs besteht aus ganz besonderen Blöcken, genauer aus Blöcken mit einem Saumschlag, wie sie unter dem aus der Geburtsgeschichte Jesu bekannten König Herodes verwendet wurden. Und wenn man ganz genau hinschaut, dann gehört zu dieser einen Wand noch eine Apsis im Komplex des sogenannten Davidsgrabes und eine weitere Wand an einem ehemaligen muslimischen Friedhof.

Die heiligen Mauern stehen bis heute auf dem Berg Zion

Seit einer israelischen Ausgrabung kurz nach der Unabhängigkeit des Staates ist klar, dass es sich um zwei Seiten eines Gebäudes handelt, das auf dem Zion schon zu Zeiten Jesu stand. Ob es das Gebäude mit dem in der Bibel erwähnten Obergemach war, in dem Jesus mit seinen Jüngern feierte oder aber eine der jüdischen Synagogen, die sich nach antiken Quellen auf dem Zionsberg befunden haben, kann man nicht mehr mit Sicherheit sagen. Aber wir wissen, dass diese Mauern aus der Zeit Jesu im fünften Jahrhundert für so heilig gehalten wurden, dass man sie in die große Basilika integrierte. Wenn ich in Jerusalem bin, gehe ich nach dem Karfreitagsgottesdienst immer durch den Kreuzgang, an den herodianischen Mauern vorbei den Hügel hinab auf antiken Treppenstufen in den Garten Gethsemane. Da setze ich mich dann unter einen der uralten Olivenbäume und denke darüber nach, was damals passiert ist und was es mit meinem Leben zu tun hatte und immer noch hat.

Ich bin deswegen so gern an den Kar- und Ostertagen in Jerusalem,



Die Dormitio-Abtei (Foto: Heritage Conservation Jerusalem PikiWiki Israel)

weil mir dort immer wieder deutlich wird, dass Jesu Leiden, Sterben und Auferstehen kein Geschehen außerhalb von Raum und Zeit ist. Es handelt sich nicht um etwas, das sich lediglich in unserem Kopf abspielt, lediglich um eine fromme Hoffnung darauf, dass das Leben irgendwie weitergeht nach dem Tode, beispielsweise in der Erinnerung der Angehörigen. In Jerusalem begreift man, dass Golgatha nicht überall ist, sondern ein ganz konkreter Ort in Jerusalem. Das Grab, das die Menschen, die Jesus suchten, leer fanden, existierte auch nicht nur in der Fantasie einiger neutestamentlicher Autoren, sondern ist im Zentrum der Anastasis, der Grabeskirche, unter einer Steinverkleidung des 19. Jahrhunderts verborgen. Ich hatte vor einiger Zeit das Glück, den Stein dieses Grabes sehen zu dürfen, als zum Zweck der Renovierung die Steinverkleidung abgenommen war. Von dem Hügel, auf dem vermutlich die Kreuze standen, führt heute eine schmale und ziemlich steile Treppe in der Grabeskirche zum mutmaßlichen Grab Jesu herunter – Kaiser Kons-

tantin hat sehr viel Geld und sehr viel Technik einsetzen müssen, um es aus dem Steinbruch, in dem es einstmals lag, freizulegen und in die Mitte einer großen Kirchenrotunde zu stellen. Es spricht vieles dafür, dass er sich diese große Mühe nicht am falschen Ort gemacht hat.

In Jerusalem kann man begreifen, dass die Geschichte des Leidens, Sterbens und Auferstehens Jesu einen konkreten historischen Ort hat, Koordinaten in Raum und Zeit, vor den Toren Jerusalems, aber auch mitten in Jerusalem. Auch wenn die Örtlichkeiten vollkommen verändert worden sind in den vielen Jahrhunderten, die seither ins Land gegangen sind, stehen sie doch in Kontinuität zu den Schauplätzen, von denen die Evangelien berichten, selbst wenn es einige historische Unsicherheiten bei den genauen Lokalisierungen gibt. Die Geschichte von Leiden, Sterben und Auferstehung beginnt ganz alltäglich, mit der Verhaftung, Folterung und Hinrichtung eines Unschuldigen aus mehr oder weniger durchsichtigen politischen Gründen. Aber sie

nimmt mit der Auferstehung eine ganz und gar nicht erwartbare Wendung. Wie kann aber etwas in Raum und Zeit passieren, das alle Grenzen dessen sprengt, was unserer Meinung nach in Raum und Zeit geschehen kann?

Ostern zeigt: Nicht der Mensch hat die letzte Gewalt, sondern Gott.

Ostern macht deutlich, dass in dieser Welt glücklicherweise auch Dinge passieren können, die wir uns nicht im Traum vorstellen können und für absolut unmöglich halten. Glücklicherweise sind die Grenzen der Wirklichkeit nicht die Grenzen unserer Vorstellungskraft – das kann man von klugen Naturwissenschaftlern lernen, wenn man es nicht selbst glaubt. Ostern lässt erkennen, dass nicht wir Menschen die letzte Gewalt über diese Welt haben, sondern Gott. Gott sei Dank.

Ostern ist ein starker Hinweis darauf, dass mitten in unsere Fragen und Zweifel Gott selbst hineintritt und handelt. Ganz anders, als wir handeln können, ganz anders, als wir es erwarten, aber mit aller Macht und Souveränität, die eben nur Gott haben kann. Wer Ostern nur vom Menschen und seinen Zweifeln redet und nicht von Gott, der in unser Leben tritt und uns neues Leben schenkt, ist – wie der Apostel Paulus sagt – ein sehr armer Mensch. Arm an Hoffnung, arm an Lebensfülle. Natürlich können nicht alle nach Jerusalem fahren – jedenfalls nicht in diesem Jahr –, um zu sehen, dass alles, was uns berichtet wird, seinen Ort in Raum und Zeit hat. Aber die, die schon da waren, können es den anderen erzählen und bezeugen: „Der Herr ist auferstanden“ – „Er ist in Wahrheit auferstanden“. Gesegnete Kartage und dann auch: Frohe Ostern!

**Christoph Markschies,
Ordensdekan**



Eine schlimme Wahl zwischen eisiger Kälte und instabilen Häusern

Die Johanniter-Auslandshilfe reiste schon einen Tag nach dem Erdbeben in das türkisch-syrische Katastrophengebiet

In den frühen Morgenstunden des 6. Februar wurden die Menschen im Südosten der Türkei und im Nord-Westen Syriens von heftigen Erschütterungen aus dem Schlaf gerissen. Ein Erdbeben mit enormer Zerstörungskraft erfasste die Region. Das Epizentrum lag auf der Grenze zwischen beiden Ländern. Viele tausend Menschen starben unter den Trümmern der eingestürzten Häuser, wurden verletzt oder obdachlos. Sie benötigen dringend Hilfe.

Ein internationales, erfahrenes Erkundungsteam der Johanniter-Auslandshilfe reiste bereits einen Tag nach dem Unglück in die Türkei – möglichst nah in die Gebiete, die am stärksten betroffen sind. Von Adana aus ging es für die fünf Kollegen zunächst nach Antakya, Gaziantep und in weitere Orte nahe der syrischen Grenze. Immer im engen Kontakt mit dem Einsatzstab in der Berliner Zentrale. „Ziel des Teams ist es, zu ermitteln, welche Nothilfe-Maßnahmen jetzt am dringendsten in welchen Regionen benötigt werden und gegebenenfalls weitergehende Hilfe zu identifizieren. Von hier aus unterstützen wir die Kollegen und koordinieren die Hilfsmaßnahmen“, so Magdalena Kilwing, Leiterin der Not- und Soforthilfe in der Johanniter-Auslandshilfe, bei der Entsendung des ersten Teams. Teammitglied Juliane Flurschütz beschreibt ihre Eindrücke aus dem Erdbebengebiet in den ersten Tagen: „Wir sehen hier das erschütternde Ausmaß der Zerstörung. Die Menschen leben bei klirrender Kälte auf der Straße, weil ihre Häuser unbewohnbar sind oder weil sie aufgrund der unzähligen

Nachbeben Angst haben, in die beschädigten Häuser zurückzukehren. Das Erdbebengebiet ist sehr groß und in vielen Regionen ist die Hilfe noch nicht angekommen.“ Gemeinsam mit ihrer lokalen Part-

nerorganisation MAPS haben die Johanniter bereits wenige Tage nach dem Beben im türkischen Gaziantep eine Suppenküche eingerichtet, in der täglich 15.000 Menschen mit einer warmen Mahl-



Die gewaltigen Erdstöße haben zahlreiche Häuser zerstört. Das Erkundungsteam der Johanniter hat sich vor Ort ein Bild vom Ausmaß der Katastrophe gemacht. (Foto: Johanniter-Auslandshilfe)



Mit 15.000 warmen Mahlzeiten täglich helfen die Johanniter und ihre Partner den obdachlos gewordenen Menschen in Gaziantep. (Foto: Johanniter-Auslandshilfe)

zeit versorgt werden können. Eine wichtige Maßnahme, denn heiße Suppen helfen den Frauen, Männern und Kindern, bei Kräften zu bleiben und sich aufzuwärmen. Verteilt wird das Essen an Menschen, die in Moscheen, Schulen oder Einkaufszentren Schutz gesucht haben.

In den darauffolgenden Tagen wurden weitere Suppenküchen im Katastrophengebiet eingerichtet. Parallel haben die Johanniter mit der Verteilung von Hilfsgütern in Gaziantep, Antakya und im syrischen Afrin begonnen. Über Partner vor Ort wurden Pakete mit Seife, Shampoo, Waschmittel und anderen dringend benötigten Dingen an Betroffene verteilt, mit denen sich eine Familie drei Monate lang versorgen kann. Zusätzlich geplant

ist, Pakete mit Babynahrung und Verbrauchsmaterialien wie Windeln und Feuchttüchern zu verteilen. Mit Baumaterialien zur Reparatur von beschädigten Häusern wollen die Johanniter in Syrien helfen.

Gleich zu Beginn seines Einsatzes hat das Johanniter-Team auch örtliche Krankenhäuser besucht, um zu eruieren, was dort nach der Katastrophe am dringendsten gebraucht wird. „Einige Krankenhäuser sind ganz oder teilweise zerstört oder die Stromversorgung ist ausgefallen. Der Andrang von Verletzten ist massiv. Die Menschen harren in den Gängen aus und das Personal ist überlastet“, beschreibt Florian Meyer, der Leiter des ersten Erkundungsteams der Johanniter, die Lage. Die Jo-

hanniter wollen darum fünf Krankenhäuser im syrischen Afrin mit Diesel für Stromgeneratoren und Rettungswagen unterstützen. Die Aktivitäten der Johanniter zielen zunächst auf effektive kurzfristige Hilfe ab. „Geplant ist, die Budgets je nach Bedarf aufzustocken und auch längerfristige Maßnahmen einzuleiten“, sagt Magdalena Kilwing. Der Wiederaufbau in der Türkei und Syrien wird wohl noch Jahre dauern und der Hilfebedarf wird anhalten. Dabei unterstützen die Johanniter die Menschen gemeinsam mit ihren Partnern.

Franka Biederstädt
Johanniter-Auslandshilfe



Wichtiges Treffen in Zeiten vieler Krisen

Nach drei Jahren Corona-Pause lud der Herrenmeister zum Jahresempfang des Johanniterordens

Der Ukraine-Krieg und die Folgen für die Johanniter und die europäische Friedensordnung standen neben den vielseitigen Aktivitäten der Johanniter in Baden-Württemberg am 2. Februar 2023 im Mittelpunkt des Empfangs in der Vertretung des Landes Baden-Württemberg beim Bund, an dem rund 200 Gäste teilnahmen. RR Rüdiger Frhr. v. Fritsch-Seerhausen, von 2014 bis 2019 deutscher Botschafter in Moskau, zeichnete in seinem Vortrag die durch den Ukraine-Krieg verursachte Zeitenwende in der Außen- und Sicherheitspolitik nach.

Der Herrenmeister S.K.H. Oskar Prinz v. Preußen behandelte in seiner Ansprache die aktuellen Herausforderungen des Johanniter-Verbandes im Hinblick auf die sich überschneidenden Krisen (Corona-Pandemie, Flutkatastro-

phe im Ahrtal und Ukraine-Krieg) und dankte allen ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihren Einsatz unter dem achtspitzigen Kreuz. Kai Graf v. der Recke v. Volmerstein, Regierender Kommendator der Baden-Württembergischen Kommende, berichtete über die Arbeit der Johanniter in Baden-Württemberg mit unter anderem 9 Subkommenden, 8 Johanniter-Hilfsgemeinschaften, 6 Regionalverbänden der Johanniter-Unfallhilfe, 42 Kindertagesstätten und 12 Altenpflegeeinrichtungen sowie im Einzelnen über die Einrichtungen „Haus der Lebenschance“ in Stuttgart sowie dem Projekt TAF in Heidelberg, Ludwigsburg und Ulm.

In Anerkennung ihres Engagements für die Johanniter verlieh der Herrenmeister Ehrenzeichen



S.K.H. Oskar Prinz v. Preußen

des Johanniterordens an Gudrun Kancelbach, Andreas Reiter und Markus Wedemeyer.

JO



(Fotos: Andreas Schoelzel)

Zeitenwende. Putins Krieg und die Folgen

Vortrag von RR Rüdiger Frhr. v. Fritsch-Seerhausen auf dem Jahresempfang

Königliche Hoheiten,
sehr verehrter Herr Bundespräsident, lieber Herr Gauck,
sehr geehrter Herr Aierstock,
meine Damen und Herren Abgeordneten,
verehrte Ordensoberinnen,
meine Herren Mitglieder der Ordensregierung,
verehrte Kommendatoren,
liebe Johanniter und Freunde der Johanniter,

ich danke Ihnen für die Einladung zu diesem Jahresempfang und für die Gelegenheit, über ein schreckliches Geschehen in Europa zu sprechen, das uns alle auch sehr persönlich betrifft und zum Teil sehr konkret erreicht, das uns alle aber auch immer wieder vor Herausforderungen des Gewissens stellt. Und das uns als Christen zu Antworten fordert. Aus vielen Gesprächen weiß ich, wie groß das Spektrum der Einstellungen und Ansichten und die Vielzahl der Schlüsse ist, zu denen man als Christ in dieser Situation kommen kann. Man kann glauben, der Krieg gehe einen selbst nichts an. Man kann glauben, wir müssten uns besonders einsetzen, wir müssen mit Waffen und noch weiter unterstützen. In all dem verbindet uns eines, was wir uns immer wieder vergegenwärtigen müssen: Gleichgültig wie wir uns verhalten, wie wir urteilen oder handeln, wir entrinnen nicht dem Umstand, dass wir Schuld auf uns nehmen. Wir nehmen sowohl durch Wegschauen als auch durch die Lieferung von Waffen Schuld auf uns. Für Christen bedeutet das allerdings auch, dass wir auf Vergebung hoffen dürfen, dass wir um Vergebung bitten dürfen, dass wir dies auch tun und darauf vertrauen sollten, dass Vergebung gewährt wird. Dieses hat mich vor



(Fotos: Andreas Schoelzel)

allem auch in meiner Arbeit, in der ich mit diesem Geschehen und den bisherigen Aggressionen Russlands beschäftigt war, begleitet und geleitet.

Meine Ausführungen zu dem Konflikt will ich unter drei Fragen stellen:

1. Wie sind wir in diesen Krieg hineingeraten? Warum hat der russische Präsident Wladimir Putin (ich personalisiere hier bewusst) ihn begonnen?
2. Wo stehen wir in dem Konflikt und wie könnte es gelingen, ihn zu beenden?
3. Was könnten denkbare Folgen des Konfliktes sein, ein Stück weit unabhängig davon, wie er ausgeht?

Wie sind wir in diesen Krieg hineingeraten?

Eines scheint mir zum Verständnis des Geschehens besonders wichtig zu sein: Wir, also der Westen – hier kann man aus meiner Sicht pauschalisieren –, und Russland haben die vergangenen drei Dekaden seit 1989 sehr unterschiedlich erlebt, wahrgenommen und eingeordnet. Für uns im Westen begaben sich Völker in Freiheit auf ihren eigenen selbstbestimmten Weg. Die Polen, die Deutschen, die Länder Ostmittel-

europas machten von ihrem Recht Gebrauch, auf das wir uns in der Charta der Vereinten Nationen und später in der Schlussakte von Helsinki verständigt haben: Jedes Volk, jedes Land darf seinen Weg bestimmen und sich Bündnissen anschließen – Rechte, die auch die Sowjetunion und danach Russland zugestanden haben. Für Russland – und ich pauschalisiere auch hier, weil die meisten Menschen es so auffassen – ist jener Umbruch völlig anders gewesen. Dies kulminiert in dem Wort Wladimir Putins, das für uns schwer verständlich ist: „Der Zusammenbruch der Sowjetunion war die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts.“ Warum teilen so viele Menschen in Russland diese Ansicht? Die Antwort liegt darin, dass nicht allein die UdSSR kollabierte, sondern dass mit ihr eigentlich das alte russische Reich und damit das letzte Kolonialreich auf Erden auseinandergebrochen ist, das in diesem Moment den Namen Sowjetunion trug. Wir denken bei Kolonialreichen immer an britische, französische oder spanische Gebiete, die sich in Übersee erstreckt haben. Hier jedoch handelt es sich um ein Kolonialreich, das sich über die Jahrhunderte auf der Ebene

erstreckt hat. Das Entscheidende dazu hat ausgerechnet eine Deutsche gesagt, nämlich Katharina die Große: „Russlands Grenzen kann man nur schützen, indem man sie beständig ausweitet.“ Russland hat das durch gewaltsame Eroberung getan: Im Jahr 1858 zwingt Russland dem Reich der Mitte, dem damals noch schwachen China, eine riesige Landmasse, den sogenannten Fernen Osten, ab und gründet am äußersten Punkt einen Hafen am Pazifik mit dem programmatischen Namen „Wladiwostok“: „Beherrschen den Osten“. Dieses Kolonialreich hat sich immer weiter ausgedehnt und ist im Jahr 1992 mit dem Auseinanderfallen der Sowjetunion zerbrochen. Dieses Ereignis haben die Menschen als katastrophal, als traumatisch erlebt.

Diese Tatsache kann das heutige Verhalten auch dadurch erklären, dass man mit diesem Trauma – ein solches ist subjektiv und zu akzeptieren – nicht offen und ehrlich umgegangen ist. In Russland ist die Geschichte nicht aufgearbeitet worden, man hat sich ausschließlich als Opfer der Geschichte gesehen. Zur geschichtlichen Aufarbeitung hat es verdienstvolle Ansätze gegeben, die letzten sind allerdings im vergangenen Jahr von Wladimir Putin mit dem Verbot von Memorial, der Organisation, die den Friedensnobelpreis bekommen hat und die sich genau darum bemühte, zerschlagen worden.

Wer auf diese Weise mit seiner Geschichte umgeht, erkennt nicht, welche traumatische Erfahrungen die Menschen auch in anderen Ländern durch sowjetische und russische Hand erlitten haben, welche furchtbare Schicksale beispielsweise die baltischen Staaten im Ergebnis des Hitler-Stalin-Paktes erlitten haben. Wenn man stets nur sein eigenes Leid betrachtet und sich als Opfer sieht, dann wird auch nicht erkannt,

dass die Sowjetunion an ihren eigenen Unzulänglichkeiten, ihren inneren Widersprüchen, und vor allem an der Menschenfeindlichkeit ihrer Ideologie zerbrochen ist.

Das ist einer von vier Faktoren als Antwort auf die Fragestellung, wie Wladimir Putin zu seinen Entscheidungen gelangt ist. Das erste ist ein großrussischer, imperialer Reflex, der Verlust des alten Reiches sowie die dadurch erfolgte objektive geografische, machtpolitische und wirtschaftliche Schwächung, das ist insbesondere der Verlust des Herzstücks russischer nationaler Identität: Dieses Herzstück, die alte Rus, ist ein eher mythischer Raum, der vor etwa 1.000 Jahren den Westen Russlands, damals noch ohne Moskau, Weißrussland und den Osten der Ukraine, umfasste, und in dem sich zum ersten Mal so etwas wie russische Staatlichkeit gebildet hat, in dem das Land christianisiert wurde, interessanterweise getauft in Kiew.

Wladimir Putin versucht heute, zumindest ein Stück weit, das alte Reich wieder zusammenzufügen. Es geht dabei nicht um die Wiedererrichtung der Sowjetunion, sondern darum, dieses alte Reich zumindest in seinem Kern wiederherzustellen. Diese Absicht kann man Aufsätzen, vielen Interviews und Ansprachen Putins entnehmen. Weißrussland hat Moskau heute bereits unter Kuratel gestellt. Der weißrussische Diktator ist auf der russischen Gehaltsliste und einigermaßen folgsam. Nun drohte allerdings auch die Ukraine, sich komplett Richtung Westen zu orientieren. Das war nicht akzeptabel.

Sein zweites Motiv ist ein sehr spezifischer Blick auf die Geopolitik: Weil dieses Russland so schwach geworden ist, ist es nicht in der Lage gewesen, sich in dem Umfang durchzusetzen, wie Wladimir Putin das für angemessen hält. Und auch hier wird übersehen, dass Russland auch aus eigenem

Versagen und Unvermögen, wenn nicht Unwillen so schwach ist. Die aktuelle Situation in Russland ist dabei sehr stark durch die Wirtschaftsgeschichte geprägt: Russland ist eigentlich das reichste Land der Erde. Es hat jeden Rohstoff in ausreichender Menge, um sich selbst versorgen zu können. Jedoch entstand daraus lediglich eine Volkswirtschaft nach dem Modell vieler Länder im globalen Süden, die ihre Rohstoffe verkaufen. Der Grund liegt darin, dass dies dem politischen System entspricht. Russland ist eine Kleptokratie. Ein Land, das oben von wenigen um seine Reichtümer und seine Zukunft bestohlen wird. Es ist viel einfacher, das Portemonnaie zu öffnen und es direkt unter den Ölhahn zu halten, als Öl zu verwenden, um daraus eine Produktion von Kunststoffen zu errichten, Mehrwert zu erzeugen, wirtschaftlichen Erfolg zu generieren und dadurch leistungsfähig zu werden. Wie das funktionieren kann, bekommt Russland besonders durch den Nachbarn China vorgeführt. Russland ist dies nicht gelungen, es kann sich auf der internationalen Bühne nicht in dem Umfang durchsetzen, wie es das will.

Wladimir Putin hat den Schluss daraus gezogen, dass das System



RR Rüdiger Frhr. v. Fritsch-Seerhausen war von März 2014 bis Juni 2019 deutscher Botschafter in Moskau.

der internationalen Politik, nämlich das gleichberechtigte Miteinander der Staaten, das wir gemeinsam – einschließlich der Sowjetunion, einschließlich Russlands – nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts aufzubauen versucht haben, falsch sei. Stattdessen ein Rückfall ins 19. Jahrhundert: Politik der großen Mächte, die sich auf Kongressen zusammensetzen und verabreden, wo die kleinen rechts und links von der Sofakante zu fallen haben. Wie auf dem Wiener Kongress oder auf dem Berliner Kongress, auf dem ganz Afrika aufgeteilt wurde, ohne dass ein Afrikaner am Tisch saß. Das Ergebnis waren die Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Gerade daraus entstanden die Vereinbarungen zu jenem anderen System des gleichberechtigten Miteinanders, des Versuchs, Konflikte im Dialog miteinander auszutragen und zu konstruktiven Ergebnissen zu kommen. Der Schluss, den Wladimir Putin über die Jahre gezogen hat, ist ein anderer: In einem solchen System kann ich mich nicht durchsetzen. Wenn das nicht möglich und auch der eigene wirtschaftliche Erfolg nicht herstellbar ist, dann kommt die Aggression als letztes Instrument zur Anwendung. Auch das erklärt die aktuelle Situation.

Das Dritte, was Putin leitet, ist seine Vergangenheit als sowjetischer Geheimdienstoffizier, dessen Denken von einer spezifischen Vorstellungswelt, insbesondere der der Verschwörung, geprägt ist. Er glaubt – und dies hat er ausdrücklich gesagt –, dass die übrige Welt sich gegen Russland verschworen hat und dass man ihn stürzen will. Es gebe große Pläne und Verschwörungen, die man besonders in jenen Farbrevolutionen beispielsweise in Nordafrika, in Georgien oder in der Ukraine, hinter denen natürlich immer die CIA stecke, erkannt haben will.

Das Vierte ist Putins Handeln und

Auftreten als typisch autoritärer Führer, wobei Russland inzwischen eigentlich eine Diktatur geworden ist. Alles, was es noch an kleinen Freiheiten gab, wo noch Reste von Zivilgesellschaft oder freier Meinungsäußerung bestanden, ist verschwunden. Dieses System herrscht nicht nur, es verlangt auch Gefolgschaft. Das unterscheidet die Diktatur vom autoritären System und dem autoritären Führer, wenn dieser – ganz neutral gesagt – „erfolgreich“ ist.

Wladimir Putin setzt sich mit drei einfachen Mitteln durch:

1. mit ständiger Propaganda, der großen Lüge,
2. der Repression und
3. der Bestechung.

Wladimir Putin ist ständig darauf angewiesen, sich die Zustimmung der Menschen zu kaufen. Denn das, was oft als Zustimmung zu ihm und seinem Regime – auch in unseren Medien – verbreitet wird, ist im Kern Ergebnis historischer Erfahrung der Sowjetzeit: eine mangelnde Bereitschaft zum Widerspruch. Man sagt in diesen Ländern: Wer gesenkten Hauptes geht, dem wird der Kopf nicht abgeschlagen. Ein vormaliger, durchaus als vernünftig anzusehender Wirtschaftsminister landete vor sieben Jahren von heute auf morgen im Straflager, weil er eine Entscheidung gefällt hatte, die einem der Freunde des Präsidenten nicht gefiel. Daraus folgt die Angst, in der die Menschen leben – auch jene um Wladimir Putin herum, Angst um ihre Position, ihre Freiheit, ihre Pfründe. Dies führt aber auch dazu, dass den Präsidenten niemand mehr zuverlässig berät. Stattdessen fragt sich jeder, was der Präsident gerne hören würde. Besonders deswegen setzen auch die westlichen Sanktionen am richtigen Punkt an. Das ist die Sprache, die er versteht: Lieber Freund, es geht dir ans Portemonnaie, und wenn du so weitermachst, wirst du dauer-

haft nicht die Einnahmen haben, die du nicht nur brauchst, um den Krieg zu finanzieren, sondern auch, um dir die Zustimmung der Menschen zu erhalten und um im Übrigen genug Geld verfügbar zu haben, mit dem sich deine Gefolgsleute die Taschen füllen können. Das trifft sich mit der Denkfolie dieses KGB-Offiziers.

Wo stehen wir und wie könnte das enden?

Wladimir Putin ist im Ergebnis zu mehreren gravierenden Fehleinschätzungen gekommen. Er hat sich in der Leistungsfähigkeit der eigenen Streitkräfte getäuscht. Wenn man den russischen Rüstungshaushalt über die letzten Jahre betrachtet, dann gingen die großen Ausgaben in Nuklearwaffen, in Hyperschallwaffen und in Cyberkriegsführung. Erst an achter Stelle kamen die Ausgaben für die konventionelle Bewaffnung. In der Leistungsfähigkeit und der Widerstandsbereitschaft der ukrainischen Streitkräfte hat Putin sich getäuscht. Er hat sich fundamental in der Haltung der Ukrainerinnen und Ukrainer getäuscht. Ständig wurde in Russland propagiert, Russen und Ukrainer seien ein Volk, es seien Brüder. Warum schlägt man dann den Bruder? Weil es ein Verhältnis von großem und kleinem Bruder ist, von Moskau und Kiew. Und man hat offenbar tatsächlich geglaubt, dass die Ukrainerinnen und Ukrainer den Russen schon jubelnd in die Arme laufen würden, wenn diese so genannte „Nazi-Führung“ in Kiew (unter ihrem jüdischen Präsident!) entfernt wurde. Und vierstens hat sich Wladimir Putin in der Bereitschaft des Westens, seiner Entschlossenheit und seiner Geschlossenheit zu reagieren getäuscht. Dieser Krieg ist für Putin aus seiner Sicht schrecklich verlaufen. Er hat keines der Kriegsziele, die er vorher ausgegeben hatte, erreicht. Drei Kriegsziele verfolgt er bis heute:

1. Annexion von Teilen der Ukraine;
2. Unterjochung der gesamten Ukraine und ihre Umwandlung zu einem Vasallenstaat Russlands;
3. die Stärkung der Position Russlands durch Schwächung des Westens.

Putin hat im Dezember 2021 dem Westen schriftlich ultimativ mitgeteilt, was er verlangt: Entgegen der in der Vergangenheit gemeinsam getroffenen Verabredungen soll sich der Westen an der Ostflanke der NATO militärisch entblößen. Die NATO solle keine neuen Mitglieder mehr aufnehmen, womit nicht nur die Ukraine gemeint ist. In den dann erfolgten Beitrittsanträgen Schwedens und Finnlands, die Jahrzehnte der Neutralität aufgegeben haben, zeigt sich unter anderem, wie Wladimir Putin sich selbst, seiner Macht und seinen Interessen, mit diesem Krieg schadet. Und er verlangt drittens als Kernforderung, dass die USA ihren nuklearen Schutzschirm über Europa, seit Jahrzehnten das Herzstück der Sicherheit in Europa, zurückziehen. Bislang hat er keines dieser drei Kriegsziele erreicht.

Deswegen ist für Wladimir Putin in der Ukraine ein viertes Kriegsziel hinzugekommen: Er kämpft dort um seine eigene Macht. Wenn jemand eine solche Entscheidung trifft, so viel verspricht und so viel in Aussicht stellt, dann darf derjenige nicht mit schlechten Kompromissen vor sein Land treten. Und das erklärt die Schrecklichkeit dieses Krieges, den er entschlossen ist, weiterzuführen. Ein Abnutzungskrieg mit militärischer Masse, fast schon geführt in der Tradition des Zweiten Weltkriegs, in dem es auf das Leben des Einzelnen nicht ankommt, in dem sowohl Infrastruktur als auch zivile Ziele angegriffen werden, den er allerdings bislang – das mag sozusagen ein schwacher Trost sein – zumindest nur konventio-

nell eskaliert hat, und dies auch unter Inkaufnahme eigener Risiken.

Dieses wurde besonders durch die Mobilisierung von 300.000 Reservisten im vergangenen September deutlich. Das war ein für ihn riskantes Manöver, denn es gibt in Russland einen ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag: Die Obrigkeit herrscht, das Volk mischt sich nicht ein. Als Gegenleistung wird es versorgt und bleibt im Wesentlichen unbehelligt. Dies ist nun aber nicht mehr der Fall, er verlangt dem Volk seine Söhne und Väter, seine Brüder und Verlobten ab. Wladimir Putin ist damit faktisch eine Wette auf die Zeit eingegangen, er wird belegen müssen, dass die erbrachten Opfer gerechtfertigt waren, dass etwas erreicht wurde. Diese Mobilisierung ist auch Teil der Antwort auf die Frage, wie groß die Gefahr einer nuklearen Eskalation ist. Sie ist leider nicht auszuschließen, aber man kann Wahrscheinlichkeiten abschätzen. In der russischen Nukleardoktrin behält Russland sich das Recht vor, jeden Konflikt jederzeit mit dem Einsatz von Massenvernichtungswaffen zu beenden, wenn dies zu seinen Gunsten ist. Das ist im Ergebnis ein Freifahrtschein, eine *carte blanche*. Das bedeutet aber auch, dass Wladimir Putin solche Waffen längst hätte einsetzen können, möglicherweise bereits im vergangenen März. Dies hat er nicht getan, er tut es auch gegenwärtig nicht, was die Annahme rechtfertigt, dass er den Einsatz von Nuklearwaffen vermeiden will. Inzwischen ist er auch von China deutlich davor gewarnt worden. Aber weil er in seinem Land um die eigene Macht kämpft, muss man sich darauf einstellen, dass er diesen Krieg entschlossen und brutal weiterführen wird.

Wie könnte der Krieg enden?

Die einfachste Lösung ist gar nicht im Gespräch, da niemand an-

nimmt, dass sie eintritt: Wladimir Putin zieht sich aus der Ukraine zurück. Eine zweite Variante ist, eine der beiden Seiten gewinnt diesen Krieg. Das erscheint jedoch aus gegenwärtiger Sicht wenig wahrscheinlich. Eine dritte Variante ist, dass nicht Wladimir Putin vom Krieg ablässt, sondern der Westen die Unterstützung für die Ukraine einstellt. Das scheint zwar derzeit schwer vorstellbar, aber es ist nicht vorherzusagen, welcher Präsident in zwei Jahren in den USA die Richtung der Politik vorgeben wird. Darauf kommt es jedoch entscheidend an. Eine weitere Variante ist, dass sich in Russland die politischen Verhältnisse ändern und jemand Neues zu dem Schluss kommt, diesen Krieg zu beenden.

Und dann besteht natürlich die Möglichkeit, durch die schon viele Kriege beendet werden konnten: ein Waffenstillstand mit anschließenden Verhandlungen. Das ist immer ein guter und gangbarer Weg. Dieser hat allerdings eine unabdingbare Voraussetzung: Die Beteiligten müssen sich im Moment des Waffenstillstandes darauf verständigen, wie es anschließend weitergeht. Es muss gewährleistet sein, dass beide Kriegsparteien gleichberechtigt, auf Augenhöhe miteinander sprechen können, und dass man sich zumindest auf einen Punkt verständigt: Lasst uns darüber einig sein, dass wir uns über Fragen jenseits des Waffenstillstandes nicht einig sind – „let’s agree to disagree“. Diese Möglichkeit wird allerdings von Russland verworfen.

Wie könnte dennoch ein Waffenstillstand und letztlich ein Frieden gelingen? In diesen Tagen gab es wieder Vorschläge für Vermittlungen. Der brasilianische Präsident appellierte interessanterweise ausdrücklich an die Chinesen, sich einzubringen. Es ist nicht auszuschließen, dass sich die Verhältnisse in Russland ändern,

oder dass man in Moskau abzuwägen beginnt, ob dieser Krieg überhaupt noch zu einem Erfolg geführt werden kann. Ein vermittelter Frieden könnte aber auch dann gelingen, wenn man auf die Weltsicht Russlands eingeht, ohne irgendwelche Konzessionen zu gewähren. Es gibt keinerlei Anlass für Zugeständnisse an Russland. Keinesfalls darf im internationalen Miteinander das Recht auf Gewaltanwendung akzeptiert werden, keinesfalls darf sich das Recht des Stärkeren durchsetzen. Aber der Versuch, eine Friedenserlösung zwischen Russland und der Ukraine quasi „einzubetten“, könnte durch Gespräche über Fragen ermöglicht werden, die Russland – berechtigt oder nicht – besorgen. Das sind vor allem Fragen der internationalen Sicherheit. Dafür müssen sich diejenigen, die es betrifft, zusammensetzen und wieder über das reden, was zu verhandeln uns in der Vergangenheit gelungen ist, über strategische Waffen, über Mittelstreckenwaffen, über die heutigen, völlig veränderten Möglichkeiten konventioneller Kriegsführung. Bis dahin gilt: Diplomatie ist nicht gescheitert, aber sie ist von Wladimir Putin an ihre Grenzen gebracht worden.

Was werden die denkbaren Folgen dieses Konfliktes sein, ein Stück weit unabhängig davon, wie er ausgeht?

Es ist zu vermuten, dass sich die internationale Ordnung, wie sie vor dem Krieg existiert hat, in ihrer Architektur einstweilen nicht ändern wird. Man kann Wladimir Putins Krieg als einen „grellen Blitz“ bezeichnen, der eine geopolitische Landschaft beleuchtet, die schon länger im Wandel ist. Was bedeutet das? Der globale Süden hat aus der jüngsten Phase der Globalisierung erheblichen Nutzen gezogen. In vielen Ländern ist ganz entscheidend das vorangekommen, was die grund-



legende Voraussetzung jeder erfolgreichen Entwicklung ist: Bildung. Länder haben Wohlstand geschaffen, sind aufgestiegen, es ist eine Mittelschicht entstanden. Sie haben somit ein grundsätzliches Interesse daran, dass die Globalisierung als solche erhalten bleibt. Sie wird aber möglicherweise ihr Wesen ändern. Es wird voraussichtlich eher Fragmentierungen geben, Zusammenschlüsse regionaler Verbände oder politischer Regionen. Diese müssen miteinander zu einem möglichst friedlichen und für alle nutzbringenden Miteinander kommen. Zudem werden ganz andere Themen als in der Vergangenheit die Globalisierung bestimmen, das hat auch dieser Krieg verdeutlicht: Energieversorgung, Künstliche Intelligenz, Biotechnologie, Kommunikationstechnologien. Das werden die Themen sein, die die künftige Globalisierung und die mit ihnen verbundenen Fragen bestimmen: Wer kann damit umgehen? Wer kann das einsetzen? Wer beherrscht das? Der Westen steht so eng zusammen, wie niemals zuvor. Auch hier hat Wladimir Putin sich allgemein, aber zum Beispiel konkret auch dadurch dramatisch geschadet, dass er das letzte Residuum deutscher Nachkriegsaußenpolitik beseitigt hat. Und zwar über Nacht! Deutschland gibt endlich ausreichend Geld dafür aus, sich selbst und seine Partner zu schützen.

Deutschland ist dazu bereit, dem Opfer einer Aggression im Konflikt zu helfen. Putin hat den Westen zusammengeführt. Allerdings wissen wir nicht, wer in zwei Jahren im Weißen Haus sitzen wird. So kann es sein, dass ein künftiger amerikanischer Präsident zu dem Schluss kommt, dass eine stärker isolationistische Außenpolitik der richtige Weg sei. Das heißt, wir können nicht mehr um jeden Preis auf dieses großartige transatlantische Bündnis setzen, das sich so sehr als Friedensmacht bewährt hat. Donald Trump war kurz davor, aus der NATO auszutreten. Der gegenwärtige Konflikt muss nun wirklich der entscheidende Weckruf für Europa sein. Die europäische Integration, über die immer wieder so kritisch gesprochen wird, ist im Rückblick eine historisch sensationelle Erfolgsgeschichte: Freizügigkeit, Binnenmarkt und gemeinsame Währung, 70 Jahre Frieden. Nur in einem Bereich fehlt die Handlungsfähigkeit, nämlich in der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik. Europa hätte in der Summe eine riesige Armee, möglicherweise die größte der Welt. Aber es ist eben nicht eine integrierte Armee, es sind viele Armeen, und sie sind unterschiedlich ausgerüstet. Es gibt keine zentrale Entscheidungsinstanz und keine wirklich starke Stimme in der Außenpolitik, auch wenn es immer

wieder gelingt, im gegenwärtigen Konflikt zu Geschlossenheit zu finden. Wenn man genauer hinschaut, kann man aber durchaus den Eindruck gewinnen, dass diese Botschaft bei jenen, die darüber zu befinden haben, auch aufgenommen wurde. Es kann uns Europäern durchaus gelingen, sich in dieser sich verändernden Welt zu behaupten, mit den starken Kräften, die wir historisch herausgebildet haben, unserer umfassenden Leistungsbereitschaft, unserer Fähigkeit zur Innovation und mit dem unschlagbaren Vorteil der Chance auf demokratischen Wandel und Wechsel. Sollten Fehler gemacht werden, kann eine Regierung abgewählt werden. Das ewige Dilemma autoritärer Regime ist es, aus der Falle nicht herauszukommen, Wandel und Wechsel nicht zuzulassen. Der Westen steht zusammen.

China wird bestrebt sein, seinen ungeheuren Aufstieg der vergangenen drei Dekaden fortzusetzen. China hat ein klares Ziel: 2049 will man die entscheidende Macht der Erde sein, 2035 will man wesentliche Regeln und Standards der internationalen Wirtschaft bestimmen. In China ist nichts zufällig. 2049 wird es 100 Jahre her sein, dass die Volksrepublik China gegründet wurde, und 2035 wird es 600 Jahre her sein, dass China eine damals ungeheure Expansion und führende Rolle in der Welt beendete. China war damals die technologisch führende Macht. Man hat das Papier erfunden, das Schwarzpulver, das Porzellan, den Kompass. Diese Stellung will man wieder erreichen.

China wird die große Herausforderung sein. Man darf aber nicht davon ausgehen, dass Geschichte zwangsläufig linear verlaufe. Das chinesische Experiment muss nicht gelingen. Am 17. Januar dieses Jahres gab das chinesische Amt für Statistik zwei Daten bekannt, die in Peking ungut aufgenommen wurden: Präsident Xi

Jinping hatte für das vergangene Jahr 5,5 % Wachstum vorgegeben, am Ende wurden es 2,9 %. Nun könnte man diese Entwicklung wieder korrigieren, nach Corona wird die Wirtschaft wieder wachsen. Aber die Corona-Pandemie ist zugleich die erste Auseinandersetzung, die die Kommunistische Partei in ihrer Geschichte nicht bestanden hat. Die zweite Zahl muss China eigentlich noch mehr besorgen: Zum ersten Mal seit Erfassung der Statistik ist die chinesische Bevölkerung um rund 850.000 Menschen geschrumpft. Dieser Trend wird sich fortsetzen und damit die Grenzen des chinesischen Wachstums abstecken. Wachstum ist das Ergebnis aus Arbeitskräften und deren Produktivität. Beides muss jedes Land für eine aufsteigende Entwicklung generieren. In China besteht zudem 20 % Jugendarbeitslosigkeit, eine riesige Immobilienkrise und eine Verschuldung, die man sich zwar gegenwärtig noch leisten kann, aber die auch China an ihre Grenzen führen wird. Das chinesische Experiment muss deswegen nicht misslingen, aber auch nicht unbedingt erfolgreich enden. Auch darf man das demokratische Indien nicht aus dem Blick verlieren, dessen Bevölkerung jene Chinas in diesem Jahr übersteigen wird.

Was wird aus Russland?

Auch wenn sich die Struktur und Architektur der internationalen Ordnung voraussichtlich nicht wesentlich ändern wird, so wandelt sich doch ihre Natur. Es ändert sich die Natur der Globalisierung und die Natur der Beziehungen zumindest im Verhältnis zu Russland. Wladimir Putin hat durch seinen Krieg endgültig das Zeitalter beendet, in dem auch Russland zumindest im Ansatz kooperativ beteiligt war, in dem versucht wurde, gleichberechtigt Konflikte, Kontroversen und Meinungsunterschiede im Dialog zu

lösen. Das ist die eigentliche Zeitenwende: Putin hat uns in eine Ära der Konfrontation geführt. Wir werden damit umgehen müssen, dass Russland uns in diese Konfrontation gestellt hat, und dass auch andere Länder auf Russland schauen und sich möglicherweise fragen: Könnte mir das auch gelingen? Dann wird es die Aufgabe sein, Konfrontation zu gestalten, das heißt aus Konfrontation geordnete Konfrontation zu machen. Auch das kann gelingen, es ist in der Vergangenheit auch schon gelungen. Die erste Hälfte des Kalten Krieges war reine Konfrontation, ob Panzer am Checkpoint Charlie oder Kubakrise. Die zweite Hälfte war gestaltete Konfrontation: Rüstungskontrollverträge, Abrüstungsverträge und schließlich der große Wurf der KSZE-Schlussakte – das alles in einer Zeit der Konfrontation. Wir werden versuchen müssen, neue Konfrontationen wenigstens durch Ordnung zu kontrollieren und zu verhindern, dass sie unvorhersehbar eskaliert. Das kann gelingen.

Mit welchem Russland werden wir es dabei zu tun haben?

Wie wahrscheinlich ist es, dass sich die Menschen in Russland angesichts des Krieges erheben? Am Anfang des Krieges gab es Proteste sehr mutiger Menschen. Jeder wusste um mögliche Konsequenzen. 15.000 Menschen sind aufgrund ihres Protestes gegen den Krieg verhaftet worden. Die meisten aber haben aus historisch erklärbaren Gründen eben die Devise beherzigt: Wer gesenkten Hauptes geht, dem wird der Kopf nicht abgeschlagen. Als Wladimir Putin jedoch den Gesellschaftsvertrag aufkündigte, haben viele Russen mit den Füßen abgestimmt: Hunderttausende haben das Land verlassen und es gab zum ersten Mal substanzielle Proteste, interessanterweise, aber auch verständlicherweise am

stärksten von Frauen getragen. Es waren die Mütter der Soldaten gewesen, die den Krieg in Afghanistan mit beendet haben. Wenn Mütter auf die Straße gehen, weiß Wladimir Putin, dass es gefährlich wird. Davor muss er sich fürchten, denn diese Mütter haben nichts zu verlieren. Ihre Söhne und ihre Männer sind im Krieg. Wahrscheinlich steht kein Protest unmittelbar bevor, der das System in Gefahr bringen könnte. Das funktioniert nur bei flächendeckend vernetztem Protest. Aber Wladimir Putin fürchtet offenkundig genau das. Sonst wäre er nicht so repressiv, sonst würde er nicht in Kauf nehmen, dass Russland den größten Aderlass seit der Oktoberrevolution erlebt hat. Und es gehen nicht nur die unbequemen Journalisten, die er nicht braucht. Es gehen die Ingenieure, die Ärzte, die Wissenschaftler. Die IT-Experten sind gerade vom Wehrdienst ausgenommen worden.

Er fürchtet den „schwarzen Schwan“, die Entwicklung aus dem Dunkeln, die er nicht hat kommen sehen. Es gibt diesen bezeichnenden Satz, den Horst Sindermann, Mitglied des Polit-

büros der SED, im Rückblick auf 1989 gesagt hat: „Wir waren auf alles vorbereitet, nur nicht auf Kerzen und Gebete.“ Die Entwicklung, die man nicht geahnt hat, der unbekannte Anführer. Wladimir Putin fürchtet nicht so sehr Alexej Nawalny, der sitzt hinter Gittern. Er fürchtet, um das Bild zu verwenden, den Danziger Elektriker Lech Wałęsa, den niemand im Kalkül hatte, und der im Jahr 1979 auf das Tor seiner Werft kletterte und sagte: Es reicht, mir nach! Und der ein Jahr später die größte Einzelgewerkschaft der Welt hinter sich hatte. Es gibt ein altes russisches Sprichwort, das auch Wladimir Putin kennt: Der russische Bauer spannt lange an, aber dann fährt er schnell.

Ist es möglich, dass sich in Russland die politischen Verhältnisse aus anderen Gründen ändern?

Russland hat keine Tradition von Militärputschen, sieht man vom Dekabristenaufstand vor 200 Jahren ab. Russland hat eigentlich auch nie eine wirkliche Revolution erlebt. Auch die Ereignisse im Jahr 1917 waren keine wirkliche Revolution. Diese ereignete sich am ehesten, als reaktionäre

Putschisten 1991 versuchten, Michail Gorbatschow abzusetzen, als die Menschen auf die Straße gingen. Aber eine wirkliche revolutionäre Tradition gibt es nicht. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass an einem bestimmten Punkt auch innerhalb der Führung, die eben auch in der Furcht lebt, Einzelne zu dem Schluss kommen: Das geht nicht gut, vor allem nicht für meine persönlichen Interessen. Dass ihm jemand in den Arm fällt. Doch auch dann werden wir es möglicherweise weiterhin mit einer autoritären Führung zu tun haben, die zwar bereit sein mag, diesen Krieg zu beenden, aber weiterhin konfrontativ aufgestellt ist.

Kann „der Russe“ gar nicht anders?

Ich habe von manchen, auch höherrangigen Politikern Sätze gehört wie: „Na ja, der Russe braucht eben eine harte Hand.“ Ich habe mir daraufhin immer die Rückfrage verkniffen: Würden Sie das auch in Afrika sagen? Es ist eine befremdliche Vorstellung, dass ein Volk oder ein Land quasi genetisch darauf angelegt sein könnte, nur auf diese Weise regiert werden zu können. Ich finde im Vergleich zu Russland das Beispiel Indiens bemerkenswert, einem Land ohne demokratische Erfahrung, das Jahrhunderte lang feudal und kolonial beherrscht wurde, und dem es gelungen ist, mit seiner Bevölkerung von mehr als einer Milliarde Menschen eine – wenn auch schwierige – Demokratie aufzubauen. Warum dann nicht auch Russland? Michail Gorbatschow hat mir einmal gesagt: „Nur der Westen glaubt, Russland sei unfähig zur Demokratie.“ Lassen Sie uns darauf hoffen.

RR Rüdiger Frhr. v. Fritsch-Seerhausen



V.l.n.r.: RR Rüdiger Frhr. v. Fritsch-Seerhausen, Ordenskanzler Alexander Baron v. Korff, Ehrenmitglied Joachim Gauck (Fotos: Andreas Schoelzel)





Der lange Atem der Liebe

Wie ukrainische Flüchtlinge in Johanniter-Familien unterkommen

Da sich in vielen Johanniter-Familien Geflüchtete befinden, teilen wir stellvertretend einige persönliche Eindrücke dazu aus den Gastfamilien der Provinzial-Sächsischen Genossenschaft.

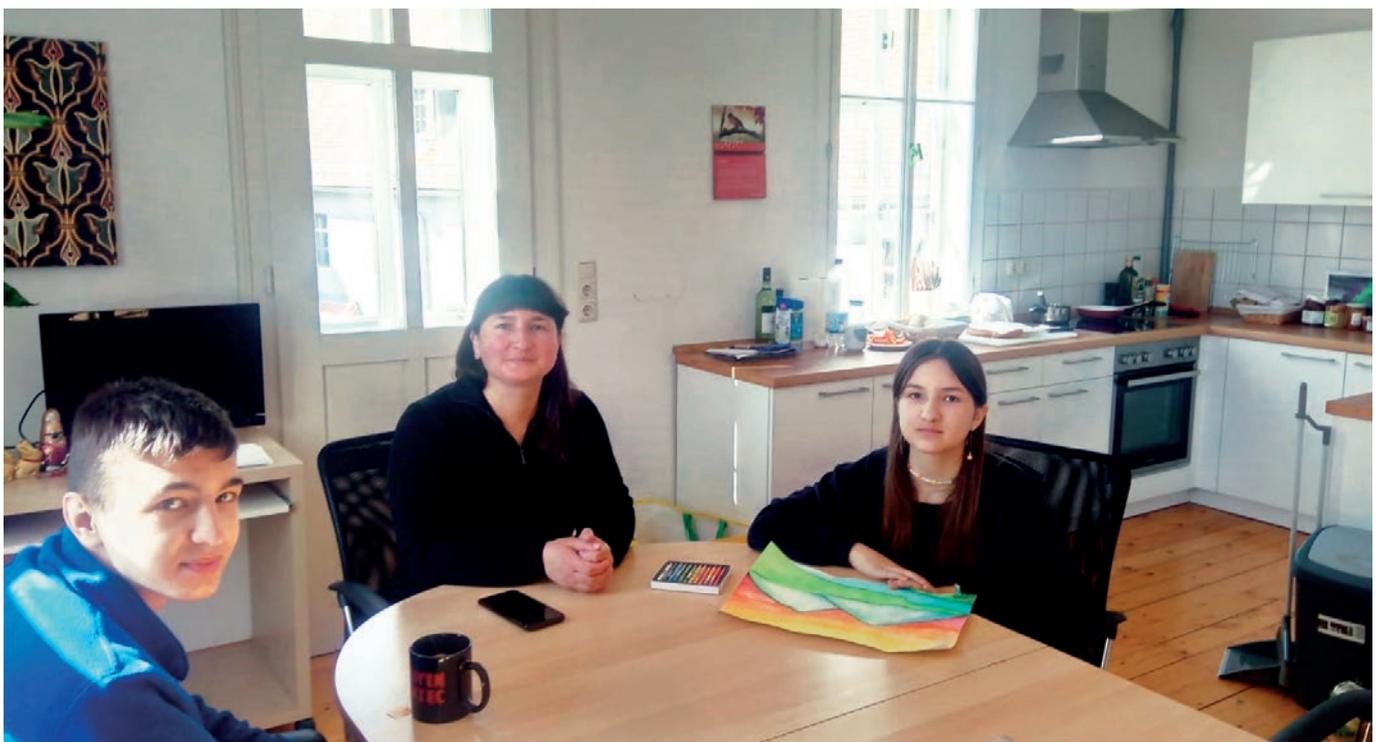
Bei der Koordination des Projekts „Angekommen und angenommen – Gib den Geflüchteten ein Dach“ im Bereich der Johanniter-Hilfsgemeinschaft Magdeburg (JHG) haben RR Andreas Volkmann bei der Koordination viele Eindrücke aus Gesprächen mit den 49 Gastgebern nicht losgelassen. Da sind Eltern mit in die Zimmer der Kinder gezogen, um ihren Gästen das Schlafzimmer zur Verfügung stellen zu können. Eine Mutter und ihre Tochter haben alle acht Zimmer ihrer gemeinsam geführten Pension kostenfrei als Wohnraum für Flüchtlinge zur Verfügung gestellt. Andere haben die Bodenkammer soweit ertüchtigt, dass geeigneter Wohnraum entstanden ist. Oder sie haben ihre Gäste

einfach in ihr Auto eingeladen und mit ihnen gemeinsam einen Konzertbesuch in Berlin erlebt. Ein Mitglied der JHG organisierte knapp 300 „Weihnachtspäckchen für die Ukraine“. Ein Unternehmer erfragte von seinen ukrainischen Gästen, was in deren Heimat besonders dringend benötigt würde, und fuhr gleich am nächsten Tag unterstützt von der JHG Magdeburg direkt ins Kriegsgebiet. Ein junger Ukrainer, der ihn auf dieser Fahrt begleitet hat, brachte RR Andreas Volkmann anschließend eine Flasche Wodka als symbolischen Dank. Man mag sich hilflos fühlen angesichts des Krieges, trotzdem erreichen die vielen „Tropfen auf den heißen Stein“ die Herzen der Leidenden.

Vom Kleidersortieren zum Perspektivwechsel

Nina v. Zitzewitz half in Haldensleben beim Sortieren und Verteilen von Spenden. Die Spenden

waren teilweise sehr hochwertig, teilweise aber auch beschämend. Manche Menschen hätten offenbar keinen Respekt, wenn jemand Hilfe brauche und in einer Situation der Abhängigkeit sei. Bei der Arbeit entstand der Kontakt zu einer 25-jährigen Medizinerin aus Kharkiv. Sie begleitete die junge Frau, die mit ihrer Mutter, der 80-jährigen Großmutter und der 90-jährigen Großtante geflohen war, auf dem Weg durch die Ämter. Sie stand im Jobcenter mit in der Schlange, sah breitschultrige Security, die ihre Machtposition an Schwächeren auslebten, erlebte Konkurrenz zwischen Bedürftigen bei der Tafel und die Herausforderung, Misserfolge und geschlossene Türen bei überforderten Ämtern zu verkraften. Aber sie erlebte auch, wie ehrenamtlich Engagierte untereinander wichtige Erfahrungen weitergaben, wie Krankenkassen und Banken innerhalb kürzester Zeit Leistungen



Olesia mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in Rudolstadt (Fotos: ER Michael Wegner)

erbrachten. Inzwischen sei eine Sozialwohnung in Magdeburg mit gespendeten Möbeln ausgestattet und ein Deutschkurs begonnen worden, der Türen in die Arbeitswelt öffnet. Die finanzielle Unterstützung der Johanniter habe dabei wichtige Lücken gefüllt. Bei dieser Arbeit lerne man zwangsläufig viel über die eigenen Vorurteile, aber auch die eigenen Erwartungen hinsichtlich Dankbarkeit oder gesunder Grenzen.

Der kräftige Trost der Gartenarbeit

Xenia Bartmer berichtet über Olga aus Saporischja, die mit ihren Kindern Yarina (6 Jahre) und Iwan (4 Jahre) ein gerade neu eingerichtetes großes Zimmer und ein eigenes Bad bei Bartmers bewohnt. Die Küche nutzen beide Familien gemeinsam. Der Krieg zwang Olga, alles zurückzulassen: ihren Ehemann, der Berufssoldat in einer Versorgungstruppe im Donbass ist, ihre Familie, ihre Arbeitskollegen, ihre Wohnung in der Stadt, ihren Hof auf dem Land. Sie erzählt Xenia Bartmer, zuerst habe sie nicht verstanden, was los war und sich geweigert, die neue Realität anzuerkennen. Ihr nächster Gedanke galt den Kindern. Sie sei kurzentschlossen in den nächsten Zug nach Lemberg gestiegen. Vielleicht habe Gott sie geführt, weil sie nun in einer wunderbaren Familie sei, die ihre Kinder wie ihre eigenen behandle. Sie habe zwar viel zu tun, aber in ihrer Freizeit überwältigten sie die täglichen traurigen Nachrichten über das Heimatdorf, die Familie und das Land. Die beste Therapie sei die Arbeit im Garten mit Blumen. Wenn man mit eigenen Augen sehe, wie der neue Samen aufgeht, wie er wachse und dann eine Blume hervorbringe. Nach und nach habe sie verstanden, dass das Leben weitergehe. Sie habe für sich entschieden, das Beste aus dieser Zeit zu machen und sich zwei kleine Ziele gesetzt:

Deutsch lernen und den Kindern Schwimmen beibringen. Bei aller Sorge um Schwester, Schwager, Mutter und Ehemann wolle sie sich um die kümmern, die ihr am Nächsten seien: die Kinder.

Längerer Atem als Putin durch das Gebet

Olgas Worte sind eine Osterbotschaft, die dieses Osterfest 2023 in ein besonders berührendes Licht stellt. Immer wieder bricht ein neuer Samen auf, immer wieder wird eine Blume daraus, Leben aus Gottes Schöpfung, Leben, das stärker ist als der Tod. Vor diesem Hintergrund scheint es keineswegs Zufall, dass die untröstliche Maria Magdalena am Ostermorgen den auferstandenen Jesus für den Gärtner hält.

Inzwischen schwimmt die Tochter, geht in die erste Klasse und der Junge fröhlich in den Kindergarten. Olga besucht täglich einen Sprachkurs und macht große Fortschritte. Ein Segen seien die sonntäglichen Friedensgebete des pensionierten Pfarrers aus der Nachbargemeinde. 15 Ukrainer und 20 Gemeindemitglieder nehmen regelmäßig daran teil. Gemeinsam Kerzen anzuzünden, zu singen und Fürbitte zu halten, gebe allen Zuversicht, Trost und Zusammenhalt. Als der Pfarrer jüngst gefragt wurde, wie lange er „diese Friedensgebete“ noch veranstalten wolle, habe er geantwortet: „Mein Atem wird länger sein als der von Putin“.

Bilder der Hoffnung

ER Michael Wegner, Superintendent in Rudolstadt, berichtet von der vierköpfigen Familie, die er in seiner Dienstwohnung aufgenommen hat. Manchmal, wenn er nach Sitzungen nach Hause komme, schaue er mit der jüngsten Tochter Olesia ihre Hausaufgaben an. Ihre Textaufgaben in Mathematik stellten auch ihn vor ganz neue Herausforderungen. Immer wieder sehe er Olesia mit ernsthaftem Gesicht am Tisch sitzen und ma-



Olesias Blumen (Ausschnitt)

len. Ein Bild nach dem anderen. Ihre Bilder erzählten von einer Welt voller Farben. Während die Bilder aus der Ukraine täglich neu erschreckten, spreche aus ihren Bildern eine erstaunliche Hoffnung auf eine friedliche Welt voller Blumen und Schmetterlinge. Die Welt sei ein finsterner Ort in Olesias Heimat. Ein Ende schein nicht in Sicht, aber Olesia lächelte und schenke ihm ein Bild. Sie rede mit ihren Bildern von Auferstehung und einer anderen Welt, die sie nicht verlorengabe. Wegen des Leides in der Familie und unter nahen Freunden gingen seine Gäste nicht zu Festen. Ostern sei etwas anderes. Die Hoffnung, dass der Tod besiegt wird, werde in Olesias Bildern sichtbar. Mittlerweile habe er eine ganze Sammlung davon.

Xenia Bartmer,
RR Andreas Volkmann,
ER Michael Wegner,
Nina v. Zitzewitz



Herzlicher Dank

Die **Hilfeleistungen** für die Menschen aus der Ukraine konnten maßgeblich durch die breite Unterstützung privater und institutioneller Spenden ermöglicht werden. Stellvertretend danken wir besonders der **Gemeinnützigen Hertie-Stiftung** für ihre großzügige Zuwendung. **JO**



„Als Soldat empfinde ich professionelle Verachtung für die russische Gewalt“

Der Kommandierende General des Multinationalen Korps Nordost der NATO in Stettin, ER Jürgen-Joachim v. Sandrart, spricht im Interview über die gezielte Beschießung von Zivilisten in der Ukraine und die Bedeutung des Christentums in der Truppe.

Welche Bedeutung hat das Osterfest für Sie und die Truppen, die Ihnen unterstehen, speziell auch in Kriegszeiten?

General v. Sandrart (v.S): Ostern ist für uns als Familie wie auch für unsere Soldaten, insbesondere wenn sie Christen sind, das bedeutendste und höchste Fest im Kirchenjahr. Wir feiern in unseren Familien zu Hause, mit unseren Soldaten in den Standorten wie auch in den Einsätzen die Auferstehung Jesu. Es ist ein wichtiger Moment des Innehaltens, des Zusammenkommens in den Familien, mit Freunden; Innehalten als Christen, um Kraft und Zuversicht zu schöpfen, Innehalten, um Zeit mit Familie und Freunden nach anstrengenden ersten Wochen und Monaten im neuen Jahr zu verbringen, Innehalten in einer aufblühenden Jahreszeit. Es wird ein glückliches, dankbares, be-seeltes und vor allem fröhliches Osterfest werden; es verkörpert für uns und mich das „wofür leben und dienen wir“.

Wie begegnet Ihnen das Christentum im Alltag Ihrer sehr internationalen Truppe?

v.S: Ich habe mich zu genau dieser Frage als Kommandeur der 1. Panzerdivision in einem Kommandeurbrief an meine Soldaten gewandt. Unter anderem bezog ich mich auf Paulus in seinem Brief an die Galater, Vers 6.2, in dem es heißt: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz

Christi erfüllen.“ Glaube, Liebe, Hoffnung, Vergeben und Verzeihen sind die zentralen christlichen Werte, die persönlichen Eckpunkte meines ethischen Koordinatenkreuzes. Ohne missionieren zu wollen und in dem Bewusstsein, dass sich diese fundamentalen Prinzipien des menschlichen Miteinanders gleichermaßen im Judentum, im Islam und anderen Glaubensrichtungen wie auch im Humanismus wiederfinden, habe ich so meinen Soldaten vor dem Hintergrund meiner Lebens-, Führungs- und Einsatzerfahrung mit Nachdruck aufzeigen wollen, dass sich unser Berufsethos kaum mit Denkschulen vereinen lässt, die den Menschen oder eine Ideologie als höchsten Maßstab ansetzen. Oder die den zentralen Wertekanon menschlichen Miteinanders verleugnen, der sich ganz wesentlich aus unserer christlich-abendländischen Kultur ableitet. Immer dann, wenn der Mensch sich und seine Ideologie zur höchsten Instanz erklärt hat, Gesellschaften, staatliches Handeln, Menschen, Soldaten ihren Wertekompass verloren haben, hat zerstörender Unfrieden, Hass, Krieg und Elend das Miteinander bestimmt. Gegenseitiger Respekt, würdiger Umgang, edles Handeln auch unter höchster Belastung, in unerbittlicher Lage — deren letzte Konsequenz uns Soldaten auch hinter das irdische Leben führen kann — sind meines Erachtens nur möglich, wenn wir uns dessen nachhaltig bewusst sind. Der Krieg Russlands gegen die Ukraine offenbart uns dies täglich in allen grausamen Dimensionen. Die beschriebenen christlichen Tugenden und Werte haben für mich nahezu den gleichen Stellenwert wie die Prinzipien unseres Grundgesetzes und sind daher für mich



Jürgen-Joachim v. Sandrart ist Generalleutnant und seit dem 19. November 2021 Kommandierender General des Multinational Corps North-east in Stettin, Polen. Er trat 1982 als Wehrpflichtiger und Reserveoffizieranwärter im Panzerbataillon 84 in Lüneburg in die Bundeswehr ein. Sandrart ist verheiratet, Vater von vier Kindern und Ehrenritter der Hannoverschen Genossenschaft.

auch gleichermaßen denk- und handlungsbestimmend.

Ist der Glaube seit Kriegsbeginn sichtbarer geworden?

v.S.: Die Rückkehr des konventionellen, zwischenstaatlichen Krieges in diesem Ausmaß nach Europa markiert für mich einen tiefen Einschnitt, gerade als Christ, als Vater aber eben auch als Soldat. Entsprechend ist mein Blick auf diesen furchtbaren, in menschenverachtender Weise durch Russland geführten völkerrechtswidrigen Angriffskrieg in erster Linie geprägt durch menschliche

Anteilnahme am unermesslichen Leid der Menschen in der Ukraine seit mehr als einem Jahr. Als Mensch berührt mich diese humanitäre, politische und vermutlich auch zeitgeschichtliche Katastrophe zutiefst. Als Soldat empfinde ich nichts als professionelle Verachtung für diese unterschiedslose, permanente Gewaltanwendung durch die regulären russischen Streitkräfte und die Söldner der Wagner-Gruppe. Der bewaffnete zwischenstaatliche Konflikt unterliegt aus gutem Grund rechtlichen Beschränkungen, denen alle Konfliktparteien folgen sollten. So bin ich ausgebildet worden. Wir beobachten momentan, dass das Leid bewusst in Kauf genommen, ja geradezu zu steigern gesucht wird, um den bewundernswerten Widerstandswillen des ukrainischen Volkes zu brechen und politische Ziele zu erzwingen. Mein Glaube begleitet mich bereits mein ganzes Leben lang. Natürlich gibt es aber Einschnitte, bei denen ich mich gerade als deutscher Soldat besonders auf das besinne, was mein Handeln leitet. Und das ist, gemeinsam mit den entsprechenden rechtlichen Rahmenbedingungen, natürlich mein christlich geprägter Verhaltenskodex. Deshalb bin ich auch geradezu schockiert beim Anblick der gezielten Beschießung rein ziviler Einrichtungen, von den Berichten über Folter, Vergewaltigung und Mord. Dies steht in tiefstem Widerspruch zu meinem humanitären Verhaltenskodex und meinem soldatischen Ehrgefühl. Im multinationalen Umfeld ist der Glaube ein gemeinsamer Halt gebender Fluchtpunkt. Internationale Gottesdienste, zum Beispiel anlässlich des Osterfestes, bringen unsere Gemeinschaft, und hier beziehe ich ausdrücklich die Familien unserer Soldatinnen und Soldaten mit ein, auch außerhalb des Dienstes zusammen. Jenseits aller kulturellen, sprachlichen und historischen Unterschiede haben

wir damit eine untrennbare Basis, auf die wir uns alle jederzeit besinnen können.

Diesen Krieg in Europa hat kaum jemand für möglich gehalten. Müs- sen wir als Gesellschaft und Christen unsere pazifistische Haltung und Ablehnung gegenüber dem Militär überdenken?

v.S.: Ehrlich gesagt habe ich den Eindruck, dass wir uns als Gesellschaft bereits auf den Weg gemacht haben, unser Verhältnis zu Krieg und Militär zu hinterfragen. Diese Reflexionsfähigkeit zeichnet Demokratien aus und ich finde, in der aktuellen Debatte zeigt sich eindrucksvoll die Meinungsvielfalt in unserem Land. Ich bin im Übrigen der Erste, der dankbar ist, wenn er nicht kämpfen muss. Ich akzeptiere, dass es immer die Möglichkeit gibt, im Extremfall mit meinem Leben für die Sicherheit und Freiheit unseres Landes und unserer Verbündeten und allem, wofür wir gemeinsam stehen, einzutreten. Doch weiß ich genau, was es heißt, im Gefecht zu stehen. Das ist nichts, das man leichtfertig herbeiwünscht, gerade als Soldat. Pazifismus bedeutet für mich dabei nicht, in Fundamentalopposition zu jeglichem militärischen Handeln zu stehen. Denn aus meiner Sicht gibt es gute und ehrenwerte Gründe und zahlreiche Möglichkeiten, sich auf Seiten des Angegriffenen zu engagieren. Und dies übrigens nicht nur aus uneigennützigem Interesse, sondern auch in unserem eigenen Interesse. Denn niemand kann mit Sicherheit sagen, dass die baltischen Staaten zum Beispiel, die in meinem aktuellen Verantwortungsbereich liegen, nicht das nächste Ziel wären, wenn es Russland gelänge, über das Mittel Krieg politische Ziele durchzusetzen, gar die Ukraine zu unterwerfen. In diesem Sinne kann man sagen, dass ich im Sinne Max Webers Verantwortungsethiker bin, der auch die Folgen von Handeln

und eben auch Nicht-Handeln in Rechnung stellt.

Die Bundeswehr als Institution wird von der breiten Mehrheit der deutschen Bevölkerung geschätzt. Es gibt aber noch Nachholbedarf beim Wissen um das, was den Soldatenberuf tatsächlich ausmacht, was ihn so besonders macht. Es gibt sukzessive weniger Berührungspunkte zwischen der Gesellschaft und ihren Streitkräften. An diesem Punkt müssen wir ansetzen und für einen intensiveren Austausch werben. Das gilt übrigens nicht nur in eine Richtung. Auch wir als Bundeswehr müssen hierzu unseren Teil beitragen und weiter offen für teils auch herausfordernde Diskussionen sein. Die Rückkehr des Krieges in dieser Form nach Europa hat die Voraussetzungen für einen ergebnisoffenen und konstruktiven Dialog sicherlich verbessert. In diesem Sinne wünsche ich mir, dass die Bundeswehr in erster Linie als eine friedenserhaltende Kraft gesehen wird, die entsprechend aufgestellt und ausgestattet sein muss, um ihren Auftrag zu erfüllen. Ich bin überzeugt, dass erst aus ihrer glaubhaften Verteidigungsfähigkeit eine tatsächliche Abschreckungswirkung erwächst. Die Kriegsführungsfähigkeit ist dabei – auch wenn dies im ersten Moment paradox erscheinen mag – ein wirksames Instrument, um den Frieden zu bewahren. Aus der Maxime „si vis pacem, para bellum“ (Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor) lese ich genau dies heraus. Ich bin überzeugt, dass nur eine resolute, glaubwürdige, gesamtgesellschaftliche Verteidigungsfähigkeit den Krieg mit Akteuren verhindern kann, die das Mittel militärische Gewalt als wesentlichen Bestandteil ihrer Machterhaltung- und -ausdehnung bereit sind anzuwenden. Ist diese Fähigkeit nicht vorhanden, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit deutlich, einen Krieg auferlegt zu be-



kommen. Damit sind die NATO und die Bundeswehr, basierend auf unserem rechtstaatlichen, freiheitlichen, liberalen, pluralistischen, demokratischen Staats-, Nationen- und Gesellschaftsverständnis, zentraler Bestandteile einer der größten und erfolgreichsten globalen friedenserhaltenden Bewegungen.

Welche Konsequenzen sollten wir aus dem Krieg zwischen Russland und der Ukraine ziehen?

v.S.: Wir sollten dankbar sein, dass wir in einer sicheren, demokratischen und rechtsstaatlichen Gesellschaft leben dürfen. Es ist meine Hoffnung, dass der Krieg allen eindrücklich vor Augen geführt hat, dass dies keine Selbstverständlichkeit ist. Wir brauchen das Engagement unserer Bevölkerung, damit wir diesen Zustand

auch an die kommenden Generationen weitergeben können, damit unsere Kinder und Enkelkinder auch in Frieden, Freiheit und Sicherheit aufwachsen und leben. Unsere feste Verankerung in der Europäischen Union und in der NATO sind für mich hierbei ganz entscheidende Voraussetzungen, damit dies gelingen kann. Dieses Verständnis gilt es weiter zu stärken und gerade die jungen Menschen dazu zu bewegen, sich zu engagieren. Wie sie das tun, ist ihnen selbst überlassen. Aber unsere Generation ist gefordert, das alles vorzuleben. Das geht weit über das im engeren Sinne auf Verteidigung ausgerichtete Handeln hinaus.

Ein Beispiel: Ich halte es für elementar, dass wir, dem Beispiel der deutsch-französischen Partnerschaft folgend, Schulpartner-

schaften und Austauschprogramme mit den baltischen Staaten intensivieren. Damit wir mehr übereinander lernen und die unterschiedlichen Perspektiven auf aktuelle Probleme und künftige Herausforderungen kennenlernen. Wir müssen verinnerlichen, dass unsere Freiheit notfalls an der Grenze zu Russland zu verteidigen ist. Der kanadische Chief of Defence hat diese Grenze sehr treffend als „Boundary line of freedom“ (Grenzlinie der Freiheit) bezeichnet. Erst durch diese Erfahrung aus erster Hand entstehen die Grundlagen für ein noch engeres Zusammenwachsen. Dies ist eine der wesentlichen Lehren aus meinem ersten Jahr als Kommandeur des Multinationalen Korps Nordost.

Das Interview führte
ER Kay Laudien



Ukraine-Krieg: Die Hilfe geht weiter

Johanniter geben den Betroffenen in Deutschland und der Heimat Hoffnung

Das Dorf Posad-Pokrovske liegt nur 30 Kilometer entfernt von der umkämpften Stadt Cherson. Es ist kalt, rund 100 dick eingepackte Menschen warten im Dorf-

zentrum auf eine Lieferung der Johanniter. Mit zwei Lastwagen kommt heute dringend benötigte Hilfe, um die durch den monatelangen Beschuss zerstörten Häu-

ser wenigstens notdürftig winterfest zu machen: OSB-Platten, Holz und weiteres Baumaterial. Das Material wird Lidiya Mikolayivna brauchen, um die zerstörten Fenster ihres Hauses zu verschließen, die Wände zu stabilisieren und das Dach auszubessern. Die 60-Jährige lebt seit ihrer Kindheit in Posad. Da ihr Mann schwer erkrankt ist, wurden beide mit dem Start der Bombardierungen nach Mykolaev evakuiert – seit dem 15. Oktober sind sie wieder im Dorf. Ihren Lebensmut hat sie trotz des Krieges nicht verloren: „Das Wichtigste ist, dass wir uns haben und das zusammen durchstehen.“



Lidiya Mikolayivna lebt seit ihrer Kindheit in Posad. (Foto: Paul Hahn)

Die Johanniter-Auslandshilfe ist mit 16 Partnern im Einsatz

Am 24. Februar jährte sich der Angriff Russlands auf die Ukraine. Seitdem sind Millionen Menschen auf der Flucht und benöti-

gen Hilfe. Auch diejenigen, die in der Ukraine ausharren, sind auf Unterstützung angewiesen. Insgesamt arbeitet die Johanniter-Auslandshilfe seit Kriegsbeginn mit 16 Partnerorganisationen in der Ukraine, der Republik Moldau, Ungarn und Rumänien zusammen. Gemeinsam unterstützt sie Menschen mit lebensnotwendigen Hilfsgütern und medizinischer Versorgung. Hierzu wurden seit Februar 2022 mehr als 1.000 Tonnen Hilfsgüter mit über 100 Lastwagen in die Ukraine, Rumänien und Ungarn entsandt. Zudem erhielten die Familien Unterstützung mit Schulmaterialien, Generatoren und Baumaterial für ihre zerstörten Häuser.

Projekt Rhodos: Hilfe für traumatisierte Kinder und Jugendliche

Die traumatischen Erlebnisse, denen die Menschen in der Ukraine tagtäglich ausgesetzt sind, hinterlassen Spuren. Es sind Geschichten wie die von Vitali und seinem Bruder, die das Ausmaß erahnen lassen. Beide wurden von russischen Soldaten entführt, weil sie Fotos von ihnen gemacht hat-



Vitali (links) mit seiner Mutter und seinem Bruder (Foto: Paul Hahn)

ten. Ihrer Mutter hatten sie versprochen, dass sie am Abend zurückkommen würden. Sie suchte ihre Söhne zehn Tage lang, aber sie blieben verschwunden. Vitali wurde dann nackt auf einem Feld ohne Papiere gefunden, sein Bruder ein paar Tage später freigelassen. Was mit ihm passiert ist

und wo sie waren, ist nicht klar, da beide nicht darüber sprechen. Der Krieg ist besonders für Kinder und Jugendliche belastend und die fortwährende Unsicherheit über ihr zukünftiges Leben in der Ukraine verstärkt diese Traumata zusätzlich. Um Betroffene bei der Verarbeitung ihrer Erlebnisse zu unterstützen, haben die fünf Johannesorden ihre Kräfte gebündelt und das Projekt Rhodos aufgebaut: Drei mobile Teams sind seit Mitte November in und um Lviv, Ivano-Frankivsk und Beregova in der psychosozialen Betreuung vertriebener Kinder und Jugendliche aktiv. „Dieses Projekt ist wichtig, weil es dazu beitragen wird, die unsichtbaren Wunden zu heilen, die dieser Krieg bei vielen Kindern und Jugendlichen hinterlassen hat“, sagt S.E. Fra' Alessandro de Franciscis, Großhospitaller des Souveränen Malteserordens. „Besonders freut mich, dass wir unsere Kräfte bündeln und gemeinsam Menschen in Not zur Seite stehen. Es ist ein Zeichen der Einheit. Wenn die Welt durch Konflikte und Unsicherheit gespalten ist, ist es umso wichtiger,



Malvina Dib ist eine große Hilfe für Kinder und Eltern. (Foto: Aktion Deutschland Hilft)



dass wir als Christen fest als eine Familie hinter dem Kreuz stehen und denen zur Seite stehen, die unsere Unterstützung benötigen.“

Mehr als 70 Projekte für Geflüchtete in Deutschland

Von den knapp acht Millionen Geflüchteten sind mehr als eine Million nach Deutschland gekommen. So auch Inna Ustymenko, die mit ihrem Sohn und ihrer Mutter im brandenburgischen Niemegek eine sichere Bleibe gefunden hat. „Die Ankunft in Deutschland war Stress pur. Wir konnten die Sprache nicht. Wir dachten, wir bleiben zwei, drei Wochen“, erinnert sie sich. „Jetzt müssen wir uns ein neues Leben aufbauen. Aber die Menschen sind sehr hilfsbe-

reit; vor allem unsere Gastfamilie und Ehrenamtliche unterstützen uns sehr.“ Ihr Sohn besucht den Johanniter-Hort „Flinke Eichhörnchen“, wo Malvina Dib arbeitet, die für die geflüchteten Familien eine wichtige Ansprechpartnerin geworden ist. Denn die Pädagogin ist selbst in der Ukraine aufgewachsen. „Die gemeinsame Sprache schafft Vertrauen. Und ich bin immer da. Sie haben meine Telefonnummer und können mich jederzeit kontaktieren. Nicht nur die Kinder brauchen Hilfe, auch die Eltern, weil sie so viele Fragen haben: beim Ausfüllen von Anträgen oder jemanden, der für sie übersetzt.“

Um allen Geflüchteten ein gutes Ankommen in Deutschland zu er-

möglichen, haben die Johanniter im vergangenen Jahr mehr als 70 Projekte in den Bereichen Kinderbetreuung, psychosoziale und psychologische Betreuung für traumatisierte Geflüchtete, niedrigschwellige Beratung und Betreuung, Sprachvermittlung und Ehrenamtskoordination auf den Weg gebracht. Die Projekte werden aus Mitteln von Aktion Deutschland Hilft (ADH), der RTL-Stiftung sowie aus Johanniter-eigenen Mailing-Mitteln gefördert.

Anja Karrasch
Johanniter-Unfall-Hilfe e.V.



„Wir integrieren uns. Dann wird unser Leben hier auch Heimat“

Lyudmyla Yukhymuk verstärkt die Pflege im Johanniter-Krankenhaus Gronau

„Wir wissen nicht, was die Zukunft bringen wird. Die Hoffnung bleibt, dass wir zurückkehren können. Bis dahin versuchen wir das Beste aus der Situation zu machen“, übersetzt Marianna Krilova die Antwort ihrer Kollegin Lyudmyla Yukhymuk. Zwar versteht die 39-Jährige schon recht gut Deutsch, aber für ein Interview mag sie doch lieber eine Dolmetscherin an der Seite haben. Beide Frauen arbeiten im Johanniter-Krankenhaus Gronau. Frau Krilova lebt bereits seit über zehn Jahren in Deutschland, Frau Yukhymuk seit einem Jahr. Sie floh im März letzten Jahres mit ihrem nunmehr 14-jährigen Sohn und der fünfjährigen Tochter von Kiew über die Westukraine, wo noch immer ihre Eltern leben, zu ihrer Tante nach Elze, ganz in die Nähe von Gronau. Die Tante lebt hier seit vielen Jahren. Das hat den Start erleichtert.



(Foto: Johanniter)

Eine gute Ausbildung und reichlich Berufserfahrung bringt die 39-Jährige mit. 20 Jahre hat sie schon als Krankenschwester gearbeitet, davon fünf Jahre auf der Intensivstation. Seit Dezember ist

sie in Vollzeit als Pflegehelferin im Johanniter-Krankenhaus tätig. Sobald sie die Sprachkundigen-Prüfung B2 geschafft hat, geht der Prozess zur Anerkennung ihrer Ausbildung los. Dafür lernt sie zwei Mal in der Woche an der Volkshochschule und an den Abenden zu Hause. Und natürlich durch ihre Arbeit. Ihr Sohn war in der Ukraine an einer Schule mit Deutsch als Fremdsprache. Das hilft jetzt allen in der Familie. Nun geht er in Gronau zur Schule. Sein Deutsch ist schon „richtig gut“. Das Töchterchen besucht den Kindergarten. Eine eigene Wohnung hat die Familie inzwischen auch. „Wir integrieren uns. Dann wird unser Leben hier auch Heimat.“

Regina Doerr
Johanniter GmbH



Viele Sprachen sind hier ein Vorteil

Zhanna Babchenko ist im Johanniter-Haus Köln-Finkenbergl für den Zimmerservice zuständig

Deutsch ist eine von vielen Sprachen, die im Johanniter-Stift Köln-Finkenbergl gesprochen werden. Ukrainisch und Russisch gehören dazu. Die Menschen, die hier leben und arbeiten, kommen aus vielen Kulturen. Für Zhanna Babchenko ist das von Vorteil. Denn sie hat eine Dolmetscherin an ihrer Seite. Zu ihnen gehört Julia Markus, die unser Gespräch übersetzt. Seit 20 Jahren lebt sie in Deutschland. Sie kann die Situation gut nachempfinden, da sie zu Kriegsausbruch selbst ihre 76-jährige Mutter an der Grenze zur Ukraine abgeholt hat.

Ein Jahr ist es nun schon her, dass Frau Babchenko mit ihrer Tochter Anastasiia (24) und der drei Jahre alten Enkelin Viktoria ihre Heimat Odessa verlassen musste und sich mit Bus und Zug auf den Weg



Zhanna Babchenko (re.) mit ihrer Kollegin und Dolmetscherin Julia Markus (Foto: Andrea Kirschgens)

nach Warschau gemacht hat. Dort wartete ihre Schwester Svetlana auf sie. Ihr Sohn Konstantin (26) und ihr Mann Igor (52) mussten in der Ukraine bleiben. Sie vermisst sie sehr. Wenn die Verbindung es zulässt, telefoniert sie, so oft es geht. Die Tochter und der vierjäh-

rige Enkel leben indes in der Nähe. Es tut gut, zumindest einen Teil der Familie in Deutschland zu haben.

Frau Babchenkos Schwester Svetlana machte ihre Ausbildung zur Pflegefachkraft im Johanniter-Haus Köln-Finkenbergl, da lag es nahe, dass auch sie bei den Johannitern vorbeischaute.

Jetzt gilt es erst einmal konzentriert Deutsch zu lernen. Jede Woche steht an drei Tagen die Sprachschule auf dem Plan. Für das Lernen zu Hause ist dabei gut, „eigene vier Wände“ zu haben. Gleich neben der Arbeitsstelle ist eine Wohnung frei geworden. Das war ein Glücksfall und Frau Babchenko zog ein.

Regina Doerr
Johanniter GmbH



Menschen bei den Johannitern

RR Gustaf Antell

Gustaf Antells Großvater Graf Carl-Johan Creutz war von 1961 bis 1987 Kommendator der Finnischen Genossenschaft des Johanniterordens und nahm seine Aufgabe sehr ernst. Seine Großeltern besuchten jedes Jahr im Juni Nieder-Weisel. Einmal durfte er als Jugendlicher auch dabei sein.

Er studierte an der Universität Stockholm Journalismus und Englisch und absolvierte Zusatzkurse in Sozialarbeit und internationalen Beziehungen. Dazu gehörten auch Kurse bei der Johanniter-Unfall-Hilfe in Deutschland. Heute lebt und arbeitet er als freiberuflicher Korrespondent für die

schwedischen Programme des öffentlichen finnischen Rundfunks YLE in Tallinn (Estland). Seine Schwerpunkte sind Osteuropa und Sicherheitspolitik. Noch im Januar 2021 erzählte er in einem Interview mit dem estnischen Fernsehen, wie schwierig es sei,



Bei der Arbeit – RR Gustaf Antell im Einsatz als Auslandskorrespondent (Foto: RR Gustaf Antell)

Aufmerksamkeit für die baltischen Länder zu erzeugen. Viele interessieren sich für diese Länder nur vor dem Hintergrund der Beziehungen zu Russland oder wenn es um erfolgreiche Digitalisierung gehe. Das habe sich, so sagt er, mit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine schlagartig geändert. Gustaf Antell ist seit 2004 Mitglied der Finnischen Genossenschaft des Johanniterordens und wurde am 25. Juni 2022 in Nieder-Weisel zum Rechtsritter geschlagen. Er ist Vorsitzender der Johanniter-Stiftung in Estland (Johanniitide Abi Eestis) und organisiert die Arbeit der Stiftung und die Kontakte zu den Partnern. Er ist zudem für die Pressearbeit seiner Genossenschaft zuständig.

RR Sigmar v. Blanckenburg



Hoher Besuch im Baby-Therapie-Zentrum

Der Herrenmeister reist durch das südliche Afrika

Der Herrenmeister S.K.H. Oskar Prinz v. Preußen und der Autor als Kommandator der Kommende der Balley haben im November 2022 die Einrichtungen der Johanniter in Südafrika und Namibia besucht. Anlass der Reise war das 35-jährige Bestehen des Schülerheims in Otavi, Namibia, wobei diese Gelegenheit genutzt wurde, die im südlichen Afrika lebenden Ritterbrüder und die von ihnen betreuten Werke zu besuchen. Den Auftakt der Rundreise bildete der Besuch des Baby-Therapie-Zentrums in Pretoria sowie ein Treffen mit den in der Umgebung lebenden Ritterbrüdern. In Kapstadt stand dann die Besichtigung einer in einer Township gelegenen im Aufbau befindlichen Schule mit angeschlossenem Berufsbildungszentrum auf dem Programm. Es wird von einem Rit-

terbruder geleitet und von den Johannitern unterstützt. Die Johanniter in Kapstadt unterstützen auch das deutsche Altersheim, wo der Herrenmeister einen Vortrag gehalten und über den Orden informiert hat. Am Abend folgte ein Treffen mit den Ritterbrüdern im Haus des Subkommendeleiters, wo über die vielfältigen Herausforderungen diskutiert wurde, mit denen sich die Johanniter konfrontiert sehen.

Besonders schön war die Herzlichkeit, mit der man überall empfangen wurde

In Namibia war das Jubiläum des Schülerheims ein weiterer Höhepunkt. Hier waren fast alle in Namibia lebenden Ritterbrüder, zahlreiche Mitglieder der Johanniter-Hilfsgemeinschaft sowie viele lokale und nationale Würdenträger

anwesend. Weiter ging die Reise zu den Sozialstationen in Omaruru und Swakopmund und nach Windhoek zu einem neuen Schulprojekt. Sehr eindrucksvoll ist, was der relativ kleine Kreis von Ritterbrüdern in Südafrika und Namibia leistet und mit welcher Motivation und welchem Engagement sie die Arbeit unter dem achtspitziigen Kreuz verrichten. Ein besonderer Dank gilt den Genossenschaften und Subkommen den, die finanzielle Hilfe leisten und die Einrichtungen im südlichen Afrika durch persönliche Besuche unterstützen. Der persönliche Kontakt und die persönliche Zuwendung sind besonders wichtig und verdeutlicht den Zusammenhalt innerhalb des Ordens. Vielen Dank!

K Herbert v. Bose



V.l.n.r.: Ingo Gevers (BTC Board Member); RR Dr. Leo Graf v. Lüttichau (BTC Board Member); K Herbert v. Bose (Balley); Dr. Scheän Babst (BTC Head of Centre); S.K.H. Oskar Prinz v. Preußen (Herrenmeister); Yvette Jordaan (Chrysalis School Principal); Ruth Stubbs (BTC Board Member) und RR Neithard Graf Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin (Chairperson of the BTC Board); (Foto: Baby-Therapie-Zentrum Pretoria)

Afghanistan: Gehen oder bleiben?

Seitdem die Taliban das Land beherrschen, nimmt die Not der Bevölkerung immer weiter zu. Die Johanniter-Hilfsmaßnahmen sind in Gefahr

„Die Machtübernahme kam damals schneller als erwartet“, erinnert sich Rik Vaassen, Programmverantwortlicher für die Johanniter-Projekte in Afghanistan. Die Situation für die Projekte hätte sich aber zunächst nicht verschlechtert. „Weil keine ausländische Truppenmacht mehr präsent war, wurden Wege in Gemeinden und Dörfer wieder frei, die lange Zeit nicht zugänglich waren“, sagt er. Eine gute Voraussetzung für Hilfsaktivitäten.

Die Kehrseite: Die Bevölkerung lebt seitdem in Angst. Vor allem Frauen gerieten ins Visier der Taliban-Hardliner. Sie wurden aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen, dürfen keine Parks oder Märkte mehr besuchen und keinen Kontakt zu Männern außerhalb ihrer Familie haben. „Das Leben in Afghanistan fühlt sich an wie im Gefängnis. Nur, dass man nicht weiß, was man verbrochen hat“, sagt Ava (Name geändert), eine Johanniter-Mitarbeiterin in Kabul.

Die Diskriminierung von Frauen verschärft sich

Kurz vor Weihnachten 2022 der Schock: Nach weiteren Verboten für Frauen und Mädchen, die nicht mehr länger als bis zur 6. Klasse die Schule, auch keine Hochschule, besuchen dürfen, verkündete ein Sprecher, Frauen sei es nicht mehr erlaubt, für Nichtregierungsorganisationen zu arbeiten. Die meisten Hilfsorganisationen unterbrachen ihre Projekte. Denn wie können sie Frauen helfen, wenn die helfenden Männer mit ihnen nicht in Kontakt kommen dürfen und wenn es bald keine weiblichen Fachkräfte mehr gibt?

Die Johanniter blieben, denn das Dekret gilt nicht für Frauen im



Eine Klinikmitarbeiterin der Johanniter-Partnerorganisation HADAAF untersucht eine Familie auf Mangelernährung im Gulan Camp, Provinz Khost. (Foto: Johanniter)

medizinischen Sektor. Ihre Projekte wie Geburtshilfe und die medizinische Grundversorgung können sie deshalb weiterführen. „Dennoch verurteilen wir die Anordnung scharf, denn es wird immer schwieriger, Frauen zu erreichen“, sagt Rik Vaassen. Ava aus dem Kabuler Büro muss seit dem Dekret von zu Hause arbeiten. „Ich kann unter diesen Bedingungen nur 40 Prozent meiner Aufgaben erfüllen, an wichtigen Besprechungen kann ich nicht teilnehmen“, erzählt sie. „Wir Afghaninnen haben die Hoffnung verloren. Wir sind tief traurig darüber, was wir erleben müssen.“

Verhandeln und protestieren

Einen Hoffnungsschimmer sieht Jens Schwalb, der für die Auslandshilfe Einfluss auf die Politikgestaltung nimmt (Advocacy-Verantwortlicher). Die Verbote würden nicht in jedem Distrikt durchgesetzt und könnten gelockert

werden. „Wir nutzen die Chance, zu verhandeln“, sagt er. „Wir befinden uns in einem Dilemma. Wenn wir gehen, zeigen wir unseren Protest. Dann würden wir bedürftige Männer, Frauen und Kinder aber ohne Hilfe zurücklassen. Das wäre das Gegenteil von dem, wofür wir uns einsetzen. In jedem Fall sind die Frauen in einer schlechten Lage.“

Das Auswärtige Amt stellte in Aussicht, Mittel, die für die humanitäre Hilfe in Afghanistan vorgesehen waren, umzuwidmen. Die Johanniter schrieben gemeinsam mit anderen Nichtregierungsorganisationen einen Protestbrief: „Wir sind es den afghanischen Frauen und Mädchen schuldig, weiter nach Lösungen zu suchen, um ihnen dringend benötigte humanitäre Hilfe zukommen zu lassen.“

Franka Biederstädt
Johanniter-Unfall-Hilfe



„Qwiek.up“ bringt neuen Schwung ins Heim

Ein Projektor auf Rädern macht aus Pflegezimmern einen Erlebnisraum

Das Johanniter-Stift Karben in Hessen geht gern neue Wege. Dabei wandert der Blick von Mitarbeitern, Kuratorium und Freunden des Hauses auch über Ländergrenzen hinweg, zum Beispiel in die Niederlande – ein Land, das für innovative Ansätze in der Pflege bekannt ist.

Dort wurde man auf ein Gerät namens „Qwiek.up“ aufmerksam. „Qwiek“ bedeutet so viel wie voller Leben und Energie, fit oder quicklebendig. Genau das soll auch vermittelt werden: mehr Teilhabe am Leben, gerade für Menschen, die nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten haben, eben bettlägerige Menschen. Der kleine Helfer soll dazu beitragen, den

Nutzer geistig zu aktivieren oder zu entspannen, wenn die Situation dies erfordert.

Worum genau geht es? Im Grunde genommen nur um ein kleines Gerät, das aber viel bewegt, quasi ein Projektor auf Rädern, der darauf abzielt, aus einem Zimmer einen Erlebnisraum zu machen. Ohne großen Aufwand, und auch ohne WLAN, können Erlebniswelten mit Bild und Ton an die Wand oder an die Decke projiziert werden, sogar mit Duftbegleitung. Wichtig ist, dass der „Qwiek.up“ gut zu transportieren ist, ohne Zeit für den Auf- und Abbau zu investieren, eben ein fahrbarer Begleiter. Mitarbeiter können dank der einfachen Bedienung schnell

zwischen den Modulen wechseln. Angehörige haben die Möglichkeit, mit einem eigenen USB-Stick Familienfotos einzuspielen.

Durch die großzügigen Spenden der Johanniter-Hilfsgemeinschaft Wetterau/Niederweisel, der Hessischen Genossenschaft des Johanniterordens, der Subkommende Bad Homburg und der Stiftung „daHeim im Leben“ ist das Johanniter-Stift Karben seit Herbst des vergangenen Jahres im Besitz eines „Qwiek.up“. Es kostet rund 6.000 Euro.

Die Investition hat sich offensichtlich gelohnt, denn das Gerät wird gern und oft genutzt. Einrichtungsleiterin Elisabeth Amon ist begeistert: „Es ist toll, dass man gerade unseren bettlägerigen Menschen eine andere Welt und damit mehr Lebensqualität ermöglichen kann.“

Auch die Johanniter-Häuser am Rosenstein in Baden-Württemberg konnten über Spenden einen „Qwiek.up“ anschaffen. Zur Vorweihnachtszeit veranstalteten sie über das innovative Gerät ein André-Rieu-Konzert. Das Ergebnis: große Begeisterung.



„Qwiek.up“ mögen nicht nur unsere bettlägerigen Bewohnerinnen und Bewohner. (Foto: Johanniter)

Regina Doerr
Johanniter GmbH



Andachtswerkstatt

Gemeinsam Glauben leben

Die Besinnung auf Gott und sein Wort ist für uns Christen eine wichtige Quelle der Kraft. Bei einer Andacht können wir das, was uns trägt und stärkt, mit anderen teilen. Vielleicht möchten Sie daher selber eine Andacht halten oder einen christlichen Impuls formulieren – und Sie wis-

sen nicht so genau wie das geht? In der Andachtswerkstatt vom **26. bis 27.04.23 in Wennigsen** können Sie das Rüstzeug dafür unter fachlicher Begleitung durch Pfarrer RR Bernd Kollmetz kennenlernen, ausprobieren und üben. Das Seminar richtet sich an alle innerhalb der Johanniter-Familie.

Bei Interesse oder Rückfragen wenden Sie sich gerne an die Johanniter-Schwesternschaft.

<https://www.johanniter.de/johanniter-schwesternschaft/aktuelles/seminare/>



Diversität im Alltag der Kliniken

Diversität in der Belegschaft ist eine Chance für den Zusammenhalt bei der Erledigung der täglichen Aufgaben. Ein Bericht aus dem Johanniter-Krankenhaus Stendal

Patienten hatten schon immer unterschiedliche soziale und ethnische Herkunft, sexuelle Orientierungen und Religionen. Manche sind mit körperlichen oder geistigen Handicaps geboren, bei anderen sind sie Folge schwerer Unfälle oder Erkrankungen. Es ist ein traditionell gelebtes ethisches Gebot in der Betreuung der uns anvertrauten Patienten: Alle werden gleichbehandelt; dies ist zur täglichen Routine aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Gesundheitswesen geworden.

Im Gegensatz dazu stellt die Diversität der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine neue Herausforderung im Gesundheitswesen dar. Gesetzlich verankert ist das Thema Diversität am Arbeitsplatz ursprünglich im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz aus dem Jahr 2006. Dieses Gesetz soll die Benachteiligung von Mitarbeitern wegen ethnischer Herkunft, Religion, Geschlecht, Weltanschauung, Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität verhindern oder beseitigen.

Eine schwierige Situation auf dem Arbeitsmarkt

Bedingt durch den demografischen Wandel, veränderte Lebensformen und eine zunehmende Globalisierung unserer Welt vergrößerte sich in den letzten Jahren zunehmend die Diversität unter den Beschäftigten im Krankenhaus. Dieser Trend wird verstärkt durch den herrschenden Personalmangel, der nur durch Einstellung vielfältig orientierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vermindert werden kann, wobei die Bewerberzahl in der Regel geringer als die Zahl offener Stellen

ist. Dies hat sowohl im pflegerischen als auch im ärztlichen Bereich dazu geführt, dass freierwerdende Stellen mit Bewerbern verschiedener Nationalitäten und Religionszugehörigkeiten besetzt wurden. Während in früheren Zeiten ein echtes Auswahlverfahren zwischen mehreren Bewerbern bei der Besetzung offener Stellen möglich war, tritt das Profil des Bewerbers und seine Stärken und Schwächen bei inzwischen mehr freien Stellen als Bewerbern zunehmend in den Hintergrund. Damit einhergehend haben sich die Möglichkeiten der Berücksichtigung individueller Stärken und Schwächen, aber auch persönlicher Erwartungen angenommener Bewerber bei der Zuordnung zu bestehenden Teams stark eingeschränkt.

Diversität in der Belegschaft als Chance

Im Gegensatz zu Diversität in der sexuellen Identität, im Geschlecht und Alter haben Nationalität und Religion häufig einen stärkeren Einfluss auf den Arbeitsalltag in einem Krankenhaus. Zur Bewältigung der täglich anfallenden Aufgaben ist es für Ärzte und Pflegepersonal gleichermaßen wichtig, diese täglich zusammen zu meistern. Die Teammitglieder arbeiten idealerweise gleichberechtigt an den zu bewältigenden Aufgaben. Der Umgang mit der Diversität der Mitarbeiter ist als solcher eher unproblematisch, solange das Team aus möglichst vielfältig orientierten Mitgliedern besteht. Die Praxis hat es bestätigt: Die Individualität des einzelnen beeinflusst selten die Arbeit des gesamten Teams, da jeder Kompromisse hinsichtlich



Prof. Dr. Jörg Fahlke,
Ärztlicher Direktor Johanniter-Krankenhaus Stendal

eigener Meinungen, Ansichten und Wünsche eingehen muss, um nicht den Anschluss zu den Kolleginnen und Kollegen zu verlieren. Zur Verdeutlichung sei die Religionszugehörigkeit genannt: Gehören die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter möglichst vielen Religionen an, wird es einfacher und mit weniger Aufwand möglich sein, ihnen an den für sie wichtigen Feiertagen auch einen freien Tag zu gewähren. Dies wird deutlich schwieriger, wenn alle der gleichen Religion angehören. Bei der Eingliederung von Menschen mit Migrationshintergrund ist das Thema Diversität im Team aktueller denn je. Sie werden dringend zur Bewältigung der Aufgaben im Krankenhaus gebraucht. Kompromisse im täglichen Umgang sind wichtig und werden gelebt, wenn möglichst viele Nationalitäten vertreten sind. Herrscht eine Nationalität vor, besteht die

Gefahr, dass Minderheiten isoliert und ausgegrenzt werden und dass daraus resultierende Probleme die Leistungsfähigkeit insgesamt vermindern.

Bedauerlicherweise führt die Zahl der Bewerbungen auf freie Stellen im Krankenhaus gemessen an der Zahl der Bewerber dazu, dass geeignete Bewerbungen auf eine Stelle akzeptiert werden, ohne dass eine Auswahl an Bewerbern erfolgen kann. Dies macht es in der Praxis leider so gut wie unmöglich, die individuelle Diversität unter den Teammitgliedern möglichst gut auszubalancieren. Es besteht die Gefahr, dass die Teammitglieder nicht optimal zusammenarbeiten, da sie zunächst individuell, die aus der Diversität

ihrer Mitglieder resultierenden Probleme lösen müssen, bevor die Zusammenarbeit reibungsfrei und lösungsorientiert erfolgen kann.

Das Leitbild für stationären Johanniter-Verbund als Anker

Unterstützend kann hierbei ein Leitbild wirken. Durch ein Leitbild werden die Werte in der täglichen Arbeit formuliert. Für den stationären Johanniter-Verbund sind dies sechs Grundsätze:

- Unsere Identität hat Geschichte.
- Wir arbeiten auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes.
- Kooperative Führung hat Vorrang.
- Fortschritt ist für uns Tradition.

- Wirtschaftliche Stabilität schafft Gestaltungsräume.
- Wir leben das Johanniter Leitbild.

Dieses Leitbild formuliert Werte, die in der täglichen Arbeit zugrunde gelegt werden sollen. Diese Werte helfen, Unterschiede auszugleichen, da sich alle Kolleginnen und Kollegen bei der Bewältigung ihrer Aufgaben im Arbeitsalltag daran orientieren sollen. Tun sie dies, können sie ihre individuelle Verschiedenheit im Arbeitsalltag optimal einbringen.

Prof. Dr. Jörg Fahlke,
Ärztlicher Direktor Johanniter-
Krankenhaus Stendal



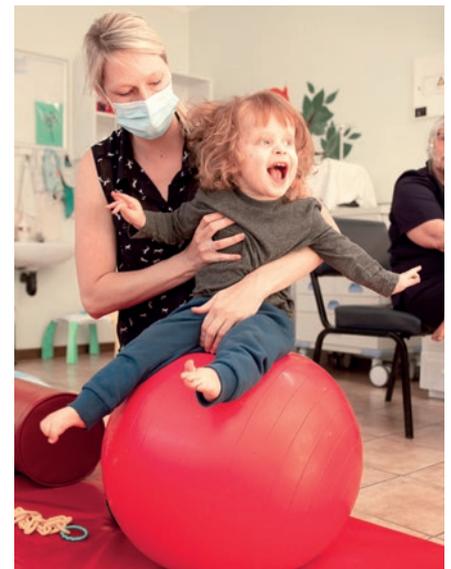
Projektförderungen der Johanniter-Stiftung

Mittel für traumatisierte Soldaten und einen Krankenwagen in Namibia

Die Johanniter-Stiftung hat im Jahr 2022 Förderbeträge in Höhe von insgesamt rund 240.000 € für Projekte und Einrichtungen der Johanniter zur Verfügung gestellt.

Nach Entscheidung des Vorstandes im Dezember 2022 erfolgten ergänzend zu den bereits im Ordensblatt Heft 3/2022 berichteten Förderungen, nachfolgende weitere Einrichtungs- und Projektunterstützungen:

- Haus der Lebenschance, Baden-Württembergische Kommende,
- Ambulante Notpflege und -betreuung obdachloser Menschen, Hamburgische Kommende,
- Gesellschaftliche Wahrnehmung traumatisierter Soldaten, Preußische Genossenschaft,
- Geistliches Zentrum des Johanniterordens, Hessische Genossenschaft,
- Begegnungszentrum für Ge-



(Fotos: Baby-Therapiezentrum, Südafrika)



(Foto: Projekt JHG, NEXT-Christliche Schule Elmshorn)

- flüchtete, Schlesische Genossenschaft,
- Finanzierung eines Krankenwagens, Subkommende Namibia;
- Patenschaftsfonds NEXT-Christliche Schule Elmshorn, Johanniter-Hilfsgemeinschaft Grafenschaft Rantzau;
- Barrierefreie Umgestaltung der Gartenfläche, Johanniterhaus Bad Doberan;
- E-Bike-Rikscha, für Johanniter Seniorenhäuser, Stuttgart;
- Schattenspender für den Demenzgarten, Johanniter Seniorenzentrum Jüterbog;
- Musiktherapie in den Johanniter-Stiften Meerbusch und Karst;

- PSNV-Bus, Johanniter-Unfall-Hilfe (JUH), Landesverband Bayern;
- Medienprojekt von Kindern für Kinder, JUH, Regionalverband Berlin;
- Drohnenstaffel Hannover, JUH, Landesverband Niedersachsen-Bremen;
- Nähe schenken, JUH, Regionalverband Ostwestfalen;
- Einsamkeit verhindern – Angebote für Senioren in der „Spreequell“, JUH, Kreisverband Görlich/Großschönau;
- Wohnliche Ausstattung der Pflege-WGs in den Andreas-Gärten, JUH, Landesverband Erfurt;

- Religionspädagogische Fachausbildung von Erziehenden, JUH, Landesverband Hamburg.

Unser Dank gilt allen Stiftern!

Werden auch Sie (Zu-)Stifter/-in für die Johanniter.

Konto:

Johanniter-Stiftung

IBAN:

DE56 3506 0190 0000 3403 40

BIC: GENODED1DKD

KD-Bank eG., Berlin

Verwendungszweck: Zustiftung an Johanniter-Stiftung

Simone Willmann
Johanniter-Stiftung



Das Johanniter-Hospiz in Jerusalem

Historisch enge Beziehungen zur Schweizerischen Kommende seit 1846

Samuel Gobat und Conrad Schick prägten das Johanniter-Hospiz

Wer auch immer die Jerusalemer Altstadt besucht, der wird auch einmal dem Kreuzweg Christi begegnen und dort an der VIII. Station der Via Dolorosa das große Rundschild mit dem achtspeitzigen Kreuz auf rotem Grund mit seiner Inschrift „Johanniter Ordens-Hospiz“ entdecken. Seit 1994 führt der Christus-Treff e.V. aus Marburg das Haus als Mieter des Johanniterordens, begleitet und finanziell unterstützt von der Bayerischen Genossenschaft. In den Jahren 2020/2021 erfolgte eine gründliche Restaurierung aus Mitteln des Ordens, der Hannoverschen und der Rheinischen Genossenschaft, der Schweizerischen Kommende und des Auswärtigen Amtes Berlin. In der Jerusalemer Altstadt wirkten einheimische Handwerker mit fachlicher Beratung durch die palästinensische Architektin Lana F. Rabadi in Zusammenarbeit mit dem Schweizer

Kommendator. Das Leiterehepaar Michael und Elsa Mohrmann berichtete im Ordensblatt 3/2022 über die Arbeiten.

Warum ist das Hospiz für die Schweizerische Kommende denn so wichtig?

Nach 1840 machte es sich der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zur Aufgabe, auch den Protestanten im Orient durch die Gründung eines englisch-preußischen Bistums eine Stellung zu verschaffen. Eine Vereinbarung sah vor, die Ernennung des Bischofs abwechselnd zu vollziehen. England machte den Anfang – „Ladies first“. Königin Viktoria ernannte 1841 Michael Salomon Alexander (1799–1845), der jedoch bereits 1845 verstarb. So war die Reihe an Preußen. Der König berief 1846 den Schweizer Missionar Samuel Gobat (1799–1879). Für 33 Jahre sollte der Sitz nun in Schweizer Hand sein; eine Tatsache, die hierzulande längst vergessen ist.

Warum der Schweizer Gobat? Gobat entstammte einer Lehrerfamilie in Crémines im Berner Jura, war 1821 in die Basler Mission eingetreten und wirkte für diese ab 1825 in der englischen „Church Missionary Society“ im Nahen Osten, auf Malta und in Äthiopien. Diese Verbindung dürf-



Samuel Gobat, der erste evangelische Bischof von Jerusalem (Quelle: Holzschnitt aus seinen Memoiren von 1884, Verlag C.S. Spitteler, Basel)

te für die Ernennung zum Oberhaupt des englisch-preußischen Bistums hilfreich gewesen sein. Jedenfalls genoss Gobat das Vertrauen beider Seiten. Gobat leistete einen wesentlichen Beitrag zur Erneuerung Palästinas. In seiner Amtszeit wurden die meisten caritativen Einrichtungen mit deutschen Wurzeln im Heiligen Land eingeweiht. Prominenteste Institution: das Hospiz der Johanniter.

Vom Haus für Handwerker und Künstler zur Zufluchtsstätte

Zunächst noch in der Aquabatel-Taqiya-Straße 7, was sich bald als zu klein erwies, konnte das Gebäude gegen das Haus „Es Schurefa“ am heutigen Standort eingetauscht werden. Den Umbau von 1858 verantwortete Baurat Conrad Schick (1822–1901). Mit ihm führen die Spuren wiederum in die Schweiz. Schick ist zwar im baden-württembergischen Bitz geboren, trat aber schon in jungen Jahren in die Pilgermission St. Chrischona in Riehen bei Basel ein, ließ sich zum Architekten ausbilden und wurde erst 24-jährig vom Missionshaus nach Jerusalem geschickt, wo er als Missionar und Architekt arbeitete. So war er ab 1874 am Bau von „Mea Shearim“ beteiligt, der ersten Siedlung außerhalb der Mauern der Altstadt. Bekannt wurde er auch durch seine archäologischen Untersuchungen in den Ruinen des Muristan, am Ort des mittelalterlichen Pilgerhospizes, wo bis 1898 die evangelische Erlöserkirche errichtet wurde.

Das Hospiz wurde Aufenthaltsort von Künstlern, Theologen, Archäologen und Dichtern. Das Gästebuch liest sich wie ein Who's who der Disziplinen. Unter den Hauselternpaaren wie unter den Gästen finden sich weitere Verbindungen in die Schweiz; sie sind in der Monografie von Jakob Eisler nachzulesen. 1917 erfolgte ein jäher Unterbruch; das Hospiz wurde



Baurat Conrad Schick (Foto: Wikipedia)

beschlagnahmt und arabischen Flüchtlingen zugewiesen, jedoch 1920 dem Orden zurückgegeben. Trotzdem folgten schwierige Jahre und kurz vor dem Zweiten Weltkrieg musste das Hauselternpaar fliehen. Nach Kriegsende fanden christlich-palästinensische Familien hier Obdach, auch eine evangelisch-lutherische Grundschule und von 1948 bis 1963 gar

eine Polyklinik, die jährlich rund 15.000 Menschen betreute.

Ein Ort des „Greifbarmachens“

Die Beziehungen zur Schweiz ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der johanniterlichen Präsenz in Jerusalem. Hinreichend begründet schien daher dem heutigen Schweizer Konvent ein besonderes Engagement für den Ort der Begegnung von christlicher, jüdischer und muslimischer Welt. Wir denken, dass er in Zukunft noch an Bedeutung gewinnen wird. Gerade die Generation der „digital natives“ hat ein neues Verständnis für das Original, für das haptisch Greifbare gefunden. Das Jerusalemer Hospiz ist ein Ort dieses Greifbarmachens. Die Johanniter können als Katalysator hier einen Beitrag leisten. Der Christustreff heißt Sie gerne willkommen (Buchungsanfragen an: jerusalem@christus-treff.org).

RK Daniel Gutscher



Im Innenhof des Hospizes v.l.n.r. Charlotte Gutscher, Michael Mohrmann, Lana Rabadi und RK Daniel Gutscher (Foto: RK Nikolaus Würtz)

Wir gedenken

Seit Herausgabe des letzten Ordensblattes hat der Johanniterorden Kenntnis vom Tod folgender Mitglieder erhalten:

RR Günter Haferkamp	Hannover	25.09.2022
ER Eberhard Sperling	Hannover	26.10.2022
ER Hesso Graf zu Castell-Rüdenhausen	Westfalen	28.10.2022
RR Peter Jülich	Brandenburg	03.11.2022
RR Arnd-Wilhelm v. Reinersdorff, Paczensky und Tenczin	Schleswig-Holstein	08.11.2022
RR Christoph Frhr. v. Maltzahn	Pommern	11.11.2022
ER Peter Schauman	Finnland	12.11.2022
RR Bernd v. Freier	Balley	20.11.2022
RR Alexander v. Pachelbel-Gehag	Pommern	21.11.2022
ER Wolfram Dietrich v. Drygalski	Baden-Württemberg	22.11.2022
RR Warner Conring	Hannover	26.11.2022
RR Bernd v. Mensenkampff	Rheinland	04.12.2022
RR Albrecht v. dem Borne	Brandenburg	08.12.2022
RR Thimo v. Rauchhaupt	Schleswig-Holstein	28.12.2022
RR Edmond Sigmond Baron Solymosy de Loós et Egervár sen.	Ungarn	30.12.2022
RR Thomas Lowe Hughes	Balley	02.01.2023
RR Hans Joachim Volkmann	Balley	04.01.2023
RR Andreas v. Gadow	Mecklenburg	08.01.2023
RR Hans-Ulrich Minke	Hannover	11.01.2023
RR Gunter Hubertus v. Schwerin	Schlesien	15.01.2023
RR Joachim Friedrich Spiering	Hannover	22.01.2023
RR Christoph-Martin Doertenbach	Baden-Württemberg	28.01.2023
ER Arn-Johan Grotenfelt	Finnland	30.01.2023
RR Hans-Martin Sass	Balley	06.02.2023
RR Dietrich Lincke	Balley	08.02.2023
RR Leo-Christian v. Braunschweig	Pommern	10.02.2023
RR Alexander v. Waldow	Pommern	11.02.2023

Subkommendeleiter: Änderungen

Subkommende	bisheriger Leiter / neuer Leiter	Bestätigung durch den Herrenmeister	Leitungs- wechsel
Mainz	RR Eckhard Hecker / ER Rüdiger-Olaf Dankert	31.01.2023	01.03.2023
Weserbergland	RR Dirk Hebler (†) / ER Christian Schröter	01.02.2023	01.01.2023
Detmold	RR Markus Lampe / ER Johann Addicks	01.02.2023	22.04.2023
Berlin Mitte (ehem. Berlin Mitte-Nordost)	RR Hans-Heinrich v. Knobloch / RR Friedrich v. Löbbcke	01.03.2023	01.01.2023
Berlin Pankow-Frohnau (ehem. Berlin Mitte-Nordost)	RR Hans-Heinrich v. Knobloch / RR Hans Wolf v. Koeller	01.03.2023	01.01.2023
Burgwedel	ER Johann Christian v. Waldthausen / ER Christian Georg Behrendt	01.03.2023	27.02.2023
Bremen	RR Johann v. Cossel / RR Randolf Friedrichs	01.03.2023	15.03.2023

Ehrennadel mit Band 2022 (Ehrenamt)

Für ihre Verdienste um den Orden erhielten im Jahr 2022 die Ehrennadel mit Band des Johanniterordens:

Bosse, Edda, Hannoversche Genossenschaft / **Dedem, Sabine Baronin van**, JHG Dreieich / **Deffner, Jörg**, JUH RV Mittelfranken / **Fußbroich, Peter**, JUH RV Köln/Leverkusen/Rhein-Erft / **Grabs, Marie-Helene**, JHG Bonn / **Gross, Andrea**, JHG Bremen / **Grüneis, Thomas**, JUH RV Mittelfranken / **Jahn, Uwe**, JUH RV Mittelfranken / **Kadlec, Julia**, Österreichische Kommende / **Kamptz, Ute v.**, JHG Bonn / **Kinstle, Uwe**, JUH RV Unterfranken / **Knüttel, Ralph**, JUH RV Unterfranken / **Koops, Detlev**, JUH RV Mittelfranken / **Lapp-Scheben, Reinhold**, JUH RV Köln/Leverkusen/Rhein-Erft / **Mayer, Manfred**, JHG Calenberg / **Meyer-Mölck, Gabriele**, JHG Taunus / **Müller, Gertraud**, JHG München / **Mylius, Ulrike**, JHG Segeberg / **Nöth, Alexander**, JUH RV Unterfranken / **Rabenau, Jutta v.**, JHG Pfalz / **Sack, Marianne**, Johanniter Hilfswerk Namibia / **Schlüter, Werner**, JUH RV Östliches Ruhrgebiet / **Silberberg-Kuhn, Christel**, JHG Wiesbaden / **Simon, Volker**, JHG München / **Wielpütz, Daniel**, JUH RV Bonn/Rhein-Sieg/Euskirchen

Ehrennadel 2022 (Ehrenamt)

Für ihre Verdienste um den Orden erhielten im Jahr 2022 die Ehrennadel des Johanniterordens:

Awaras, Gustafine Rita, Johanniter Hilfswerk Namibia / **Beck, Dr. Dieter**, Österreichische Kommende / **Becker, Ilona**, JHG München / **Brandstetter, Dr. Robert**, JUH Österreich / **Brouwer, Paul**, JHG München / **Edelmann, Margarete**, JHG München / **Gamauf, Nicol**, Österreichische Kommende / **Gefke, Michael**, Hannoversche Genossenschaft / **Gerstmann, Gisela**, JHG München / **Gierke, Katrin v.**, JHG Grafschaft Rantzau / **Greiff, Luise de**, JHG München / **Hamann, Karin**, JHG Münster / **Hartl, Dr. Axel**, Österreichische Kommende / **Heine, Helga**, JHG Aachen / **Heinig, Rosemarie**, HG München / **Krieg, Gabriele**, JHG Grafschaft Rantzau / **Küsel, Barbara**, JHG München / **Lohse, Maike**, Schleswig-Holsteinische Genossenschaft / **Ludowig, Anne-Lene v.**, JHG Segeberg / **Ludowig, Henning v.**, JHG Segeberg / **Mahler, Maria**, JHG München / **Maksymowicz, Margret**, JHG München / **Müller-Marienburg, Lars**, Österreichische Kommende / **Myers, Mike**, JHG Texas / **Raap, Marta**, JHG Bonn / **Roettger, Gabriele**, JHG Dreieich / **Wense, Hildegard v. der**, JHG Osthessen

Einführungstagung 2023: Orden – Glaube – Diakonie

Am 20. Januar traten 49 Anwärter und neu aufgenommene Mitglieder aus Deutschland und Frankreich die Reise in das verschneite Nieder-Weisel an, um an der diesjährigen Einführungstagung im geistlichen Ordenszentrum teilzunehmen.

Der Freitagabend begann mit einem herzlichen Willkommen und Abendessen und erlaubte ein erstes Kennenlernen. Die daran anschließende Darstellung der Hospitalität des Ordens und seines Selbstverständnisses setzten

den historischen Rahmen und der Impulsvortrag über die Sommerlager für Menschen mit Behinderungen zeigte, wie sich diese Hospitalität in der Gegenwart äußern kann.

Der Sonnabend ermöglichte den Teilnehmern durch eine Reihe von Vorträgen einen Einblick in Werte, Aktivitäten und Organisation des Ordens. Die Darstellung der Tradition und Zukunft des Ordens beeindruckte nicht weniger als die Präsentation der Arbeit der Johanniter-Unfall-Hilfe wie auch

der Johanniter GmbH. Auch die Jugendarbeit im Orden, insbesondere im Rahmen des Projektes „Siret“ an der Grenze zur Ukraine, bildeten einen wesentlichen Bestandteil des Tages. Es folgten



RR Albrecht Graf v. Kalnein während des Rundganges durch die Komturkirche (Fotos: Johanniter)



die Gruppenarbeiten zu den Themen Internationalität und Jugend, die Begegnung mit dem Unglauben und der Ritterlichkeit in der digitalen Welt. Nach einer Präsentation der Ergebnisse schloss sich ein festliches Abendessen an. Dies gab die Möglichkeit, die Themen des Tages zu vertiefen.

Am Sonntag standen die Ordensregel und die Struktur des Ordens thematisch im Vordergrund. Die

Darstellung „Warum ich Johanniter geworden bin“ ergänzte die Tagung zu einem umfassenden Bild des Ordens. Mit der morgendlichen Andacht und der eindrucksvollen Führung wie auch dem Abendmahlsgottesdienst am Sonntag war die Komturkirche mit ihrem Rittersaal ein zentraler Bestandteil der Zusammenkunft. Die Teilnehmer der Tagung waren von diesem bemerkenswerten und auf eine so bedeut-

samen Historie zurückblickenden Bauwerk nachhaltig beeindruckt. Allen Teilnehmern bleibt, den Gastgebern, Organisatoren und Vortragenden, insbesondere dem Ordenskanzler, den anwesenden Kommendatoren, den Mitgliedern des Kapitels und den Vertretern der Werke und Einrichtungen herzlich für die Einladung und die Tagung zu danken.

Dr. Christian Finnern



In eigener Sache

Im Herbst des vergangenen Jahres hat Stefan A. Beck die Betreuung des Ordensblattes an Max Derrien übergeben. Herr Beck hat die Herstellung der Ordensblatt-Ausgaben langjährig begleitet, stets fachverständlich an der vielfältigen und interessanten Gestaltung der Ausgaben mitgewirkt sowie deren planmäßiges

Erscheinen sichergestellt. Sein besonderes Verdienst ist die Weiterentwicklung des Redaktions- und Herstellungsprozesses sowie der Relaunch des Ordensblattes im neuen Corporate Design. Der Johanniterorden spricht Herrn Beck für sein Engagement in dieser Aufgabe besonderen Dank aus.

Max Derrien ist verantwortlich für vielfältige Projekte und Veranstaltungen des Ordens und konnte durch seine fundierte Erfahrung die Ordensblatt-Betreuung nahtlos fortführen. Für Fragen oder Anregungen betreffend das Ordensblatt steht Ihnen Herr Derrien unter nachfolgenden Kontaktdaten gern zur Verfügung: Telefon 030 230 9970-242; E-Mail derrien@johanniterorden.de

JO





Die Johanniter-Kommende Schivelbein in Pommern

Die Anfänge der Burg Schivelbein, polnisch Świdwin, gehen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Am linken Ufer der Rega in der heutigen Woiwodschaft Westpommern gelegen, wurde eine erste Festung von den askanischen Markgrafen von Brandenburg errichtet, welche 1258 das Gebiet vom Bistum Cammin erworben hatten. Den Askaniern folgte Anfang des 14. Jahrhunderts die Familie von Wedel, welche aber bereits 1385 aus wirtschaftlichen Gründen die Stadt an den Deutschen Orden veräußern musste. Dieser hielt den Besitz ebenfalls nicht lange, denn ab 1445 war Schivelbein wieder Eigentum der brandenburgischen Landesherren, jetzt der Hohenzollern, von denen es schließlich an den Johanniterorden kam.

An die Ballei Brandenburg gelangte Schivelbein durch Markgraf Hans von Küstrin. Er, der ein Auge auf die damals im Johanniterbesitz befindliche ehemalige Tempelkommende Quartschen geworfen hatte, zwang 1540 Herrenmeister Veit von Thuemen, diese gegen die wirtschaftlich unbedeutendere Besitzung an der Rega zu tauschen. Ungeachtet aller Vorbehalte willigte der Orden in den Handel ein und wandelte seine neue Habe in eine Kommende um. Erster Kommendator war Landvogt Melchior von Barfuß. Ihm folgte 1545 der spätere Herrenmeister Franz Neumann, der als Ordensoberhaupt ebenfalls keine glückliche Hand mit dem Markgrafen hatte und von diesem aufgrund seines Widerstands gegen Eingriffe in Ordensangelegenheiten sogar inhaftiert wurde.

Im Dreißigjährigen Krieg standen Dietloff und Georg von Winterfeld der Kommende vor. Letzterer,

später Ordenssenior, erlebte 1635 die Besetzung durch die Schweden und flüchtete nach Polen. In den Nordischen Kriegen wurden Schivelbein abermals in Mitleidenschaft gezogen, was den damaligen Kommendator Heinrich von Flemming dazu veranlasste, umfassende Rekonstruktions- und Sanierungsarbeiten in die Wege zu leiten. Die Baumaßnahmen und die Umgestaltung zur barocken Residenz setzten sich unter Flemmings Nachfolgern Friedrich Wilhelm von Kalckstein, Alexander Graf von Wartensleben und Karl Wilhelm Reichsgraf Finck von Finckenstein fort. Ihnen zu Ehren ließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen Anfang des 19. Jahrhunderts drei steinerne Wappen über dem Burgtor anbringen, welche noch heute existieren.

Der König sorgte indes auch dafür, dass die Ordenszeit in Schivelbein bald beendet war. Infolge der Säkularisation der Kirchengüter 1810/1811 wurde die Kommende aufgehoben und der letzte Kommendator Friedrich Stanislaus Leopold Graf von Kalnein aus seinem Amt entlassen.

Danach wurde die Burg zunächst als Kornspeicher, in den Napoleonischen Kriegen als Militärposten und Zeughaus genutzt. Später zogen eine Polizeieinheit, danach das Finanzamt und das Stadtgericht in die Anlage ein. In den 1930er Jahren nutzten NS-Organisationen das Gelände für Schulungszecke, wobei die einstigen Kommendegebäude im Zweiten Weltkrieg verhältnismäßig geringe Schäden erlitten. Fatal war indes der Brand, der Anfang der 1950er Jahre im gotischen Nordflügel der inzwischen polnischen verwalteten Anlage ausbrach. Das Feuer vernichtete einen Großteil der historischen Substanz und gab indessen Anlass für eine mehrjährige denkmalgerechte Sanierung, die dem Komplex sein heutiges Aussehen verliehen hat. In den Räumlichkeiten sind gegenwärtig die Touristeninformation der Stadt Świdwin, die Stadt- und Kreisbibliothek mit Café, ein Kulturzentrum und ein kleines Museum zur Burggeschichte untergebracht. Führungen über das Burggelände werden regelmäßig angeboten, wobei der mittelalterliche Turm und der einstige Rittersaal zu den besonderen Attraktionen gehören.

RR **Andreas v. Klewitz**



Schloss/Burg Schivelbein (Foto: Autostopowicz/wikimedia.org)